





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Blutstein

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Blutstein

John Sinclair Nr. 581

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 22.08.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Blutstein

Gina tobte! Die Hexe drehte durch. Sie schrie, kreischte und jaulte wie ein getretenes Tier, um dann zu schreien wie eine Sängerin, die bei der Arie der Königin der Nacht urplötzlich in den Stimmbruch geriet.

Was so lächerlich wirkte, war in Wirklichkeit brandgefährlich und höllisch grausam.

Gina gehörte das Schloß. Einer Hexe, die seit über zweihundert Jahren tot sein mußte. Verbrannt und geköpft – aber sie lebte.

Und wie sie lebte!

Ein Irrwisch jagte durch die Räume des alten Schlosses, ein Schatten, der sich permanent verwandelte, mal aussah wie ein verkohltes Brett und im nächsten Augenblick wie eine strahlende Schönheit.

Ein Wechselspiel der Gefühle, die einmal den Tod und zum anderen das Leben hervorkehrten.

Zwischen diesen beiden Welten pendelte Gina. Sie wußte, daß ihr Leben nur so lange gesichert war, wie es auch einen gewissen Gegenstand gab, von dessen Existenz sie leider nicht nur allein wußte.

Ihr war jedoch bekannt, wo sich der Gegenstand befand.

Manchmal sprühte sie bei ihrer Jagd durch die Gänge Feuer. Immer dann, wenn sie sich als Schönheit in die verbrannte Person verwandelte. Dann jagte aus ihrem Haar ein regelrechter Kometenstreif, der eine Rauchwolke hinter sich herzog, bevor er aussah, als würde er vom Haar wieder eingefangen.

Sie stolperte in einen großen Raum, in dem kein einziges Möbelstück stand. Gina rutschte über den Steinboden, konnte ihr Gleichgewicht nicht halten, fiel auf die Knie und glitt noch ein Stück weiter, bevor sie zur Ruhe kam.

Die gespreizten Hände führte sie in ihr Haar und wühlte es auf.

Die Haare ähnelten einer grauen, spinnwebenartigen Masse.

Mit einer heftigen Bewegung schleuderte sie den Kopf zurück – und verlor ihn.

Er fiel ab, als wäre er mit einem wilden Schwerthieb vom Rumpf getrennt worden. Für einen Moment wirbelte er noch durch die Luft, dann prallte er zu Boden.

Es entstand ein klatschender Laut, der Kopf rollte noch einige Umdrehungen weiter, bis er zur Ruhe kam und der weit geöffnete Mund nach oben gegen die graue Decke wies.

Und dieser Mund bewegte sich. Er konnte sprechen, würgte die nächsten Sätze schreiend hervor.

»Ihr bekommt ihn nicht! Niemand kriegt ihn! Ich werde ihn behalten! Der Blutstein gehört mir. Einzig und allein mir!«

Mit einem wahrhaft grellen und höllischen Gelächter brach sie dieses Versprechen ab.

Während sich der Torso zur Seite neigte und umkippte, dachte der verbrannte Schädel weiter und mußte ehrlich zugeben, daß er sich nicht so sicher war, was das Versprechen anging…

***

Zwei Gestalten näherten sich den wuchtigen Mauern des alten Schlosses in der allmählich hereinbrechenden Dämmerung. Noch glitten die letzten Strahlen der Sonne über das Land, tauchten die Kuppen der Schwarzwaldberge in goldgelbes Licht. Eine abendliche Kühle, schon versehen mit einem ersten, feinen Dunst, hatte einen sehr warmen Frühlingstag abgelöst. Der Tag bereitete sich auf den Tod vor, um der Nacht freie Bahn zu lassen.

Die beiden Gestalten waren beinahe ebenso unterschiedlich wie der

Tag und die Nacht.

Ein Junge, Dennis Höller mit Namen, ungefähr vierzehn oder fünfzehn, schritt neben einem hochgewachsenen blonden Mann her, der zu seinen hellen Jeans eine blaue Wildlederjacke trug, die sehr weit geschnitten war, damit sie gut die Waffen verbergen konnte, mit denen der Mann sich ausgerüstet hatte.

Der Mann war ich, John Sinclair, Oberinspektor bei Scottland Yard.

Ich war von London in den Schwarzwald gekommen, um hier den geheimnisvollen Blutstein zu finden, den ich unbedingt in meinen Besitz bringen mußte, um wenigstens den Versuch zu unternehmen, das Leben meiner Mutter Mary zu retten.

Die Spur des Blutsteins hatte mich eben nach Germany und bis in den südlichen Schwarzwald geführt. Das hatte nicht ich zu verantworten gehabt: ausgelöst worden war das ganze durch einen Anruf meines Vaters, mit dem sich der Vampir Will Mallmann der meine Mutter gekidnappt hatte, in Verbindung setzte. Mallmann hatte meinem alten Herrn die genauen Bedingungen diktiert. Er wollte den Blutstein haben, traute sich aber nicht an ihn heran, aus welchen Gründen auch immer. Jedenfalls hatte er uns bereits einige Male zum Narren gehalten, diesmal allerdings schien es ernst zu sein.

Ich sollte in den Schwarzwald fahren, wo ich in einem Internat nach einem Jungen suchen mußte. Den Jungen, Dennis Höller, hatte ich gefunden. Er war von einem Hausmeister namens Orth in der Schule dicht unter dem Dach eingesperrt worden. Mir war es gelungen, ihn zu befreien, und er wußte auch, wo sich das Schloß befand, in dem eine Hexe namens Gina wohnte, die Menschen durch Anzeigen in ihr Schloß lockte, wo sie diese Klienten angeblich durch Sprüche und Zauberei von schweren seelischen Problemen befreien konnte.[1]

Wie das aussah, hatte ich vor wenigen Minuten gesehen, als wir vor der in einer Schlinge und von einem Baumstamm hängenden Leiche gestanden hatten. Der Tote war blutleer gewesen. Ich konnte mir gut vorstellen, daß die Hexe dieses Blut für irgend etwas gebraucht hatte.

Mein Begleiter Dennis, ein Adoptivkind, besaß eine besondere Beziehung zu dem Schloß und auch der Hexe. Seine Worte wollten mir nicht aus dem Sinn, denn er hatte, bevor wir gingen, gesagt: »Dieses Schloß, es kommt mir vor, als wäre es mein eigentliches Zuhause.«

Spinnereien eines in der Pubertät steckenden Jugendlichen? Daran wollte ich nicht glauben. Hinter Dennis steckte mehr. Nicht ohne Grund hatten ihn über einige Zeit hinweg die schlimmen Träume gequält, in denen stets die Hexe Gina eine Hauptrolle spielte.

Sie und der Junge – da mußte es einfach eine Verbindung zwischen den beiden geben.

Ich hatte natürlich nachgefragt, aber keine konkrete Antwort

bekommen. Dem Jungen war kein Vorwurf zu machen, denn auch er litt unter den Alpträumen und dessen Nachwirkungen. Er konnte sie überhaupt nicht einordnen und wußte nicht einmal, ob er sie als positives oder negatives Zeichen deuten sollte.

Das Schloß, so hoffte ich, würde uns Klarheit bringen. Und vor allen Dingen Gina, die geheimnisvolle Hexe, von der ich bisher nur gehört, sie jedoch noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Damals war sie verbrannt und geköpft worden. Orth, der von mir aus dem Verkehr gezogene Hausmeister der Schule, hatte allerdings steif und fest behauptet, daß dem nicht so war. Die Hexe Gina lebte munter weiter. Davon war ich mittlerweile auch überzeugt.

Mit jedem Meter, den wir zurücklegten, wuchsen die Mauern des Schlosses höher vor uns auf. Wir sahen auch die beiden Türme, die so wirkten, als würden auf ihren runden Säulen steinerne Zipfelmützen wachsen. Innerhalb der Mauern wirkten die Fenster wie kleine, gefährliche Gucklöcher, aus denen wir beobachtet werden konnten.

Natürlich suchte ich die Öffnungen mit meinen Blicken ab. Bisher hatte ich weder ein Gesicht noch ein Augenpaar entdecken können.

Im Vergleich zur Größe des Schlosses kam mir der Eingang ziemlich schmal vor. Man erwartet bei Schlössern stets große Doppeltüren, die nur unter Mühen aufzuziehen waren.

Hier nicht.

Eine einzige Tür, zwar stabil, trotzdem recht einladend wirkend, bildete den Zugang.

Davor stoppte ich meinen Schritt. Auch Dennis hielt an, sich dabei zu mir umdrehend. »Ist was, John?«

Ich versuchte ein Lächeln. »Weißt du, ich denke darüber nach, ob es richtig ist, dich mit ins Schloß zu nehmen?«

Er bekam einen verwunderten Blick. »Das war doch abgesprochen – oder nicht?«

»Sicher war es abgemacht. Nur ist eine Hexe, sollte sie tatsächlich überlebt haben, nicht ungefährlich.«

Er lachte leise und gab wieder eine ungewöhnliche Antwort. »Für mich nicht, John, glauben Sie mir.«

Ich wollte es genau wissen. »Sag mir, wie du darauf kommst, Dennis?«

»Gefühl.«

»Nur das oder auch deine Träume?«

»Beides«, gab er zu.

»Das ist mir zu vage.«

Der Junge verzog seinen Mund. »Mir ehrlich gesagt auch, John, aber ich kann nichts anderes dazu sagen. Es gibt einen Punkt oder mehrere Punkte, die mich und die Hexe verbinden. Im Traum als ich Mario, den Sohn der Hexe sah, da war es mir, als wäre der Junge ein Stück

von mir selbst.«

Ich hob die Schultern. »Nun ja, wir werden sehen, wer von uns beiden recht behält.«

Ich legte meine Rechte auf die Klinke. Sie war schwer und bestand aus Eisen. Dennis wartete angespannt neben mir. Die beiden Türme waren weiter von uns entfernt. Zwischen ihnen wuchs eine Mauer hoch, in der sich auch der Eingang befand.

Ich war überrascht, wie leicht sich die Klinke nach unten drücken ließ. Sie schien frisch geölt worden zu sein. Ein kurzer Druck nur reichte aus, um die Tür zu öffnen.

Beinahe lautlos schwang sie nach innen. Nur ein leichtes Schleifen war für uns zu hören. Wer es vernehmen wollte, mußte schon sehr gute Ohren haben.

Dennis blieb dicht hinter mir, als ich mich in die Finsternis hineinschob.

Es war nicht stockdunkel, aber das Licht drang nicht durch irgendwelche Fenster, allein durch die Tür. Die in der Nähe liegenden Öffnungen zeichneten sich von innen her überhaupt nicht ab. Es ließ den Schluß zu, daß man sie abgedunkelt oder verhängt hatte.

Dennis hatte den Griff umklammert, ließ ihn nun los und gab einen leisen Laut von sich, als er feststellen mußte, daß die Tür wieder zufiel. Von allein, ohne Druck…

Ich wurde aufmerksam. Die Helligkeit war verschwunden. Den Jungen konnte ich mehr ahnen als sehen.

»Was war denn?«

»Die Tür, John…«

»Sie ist zu.«

»Sie fiel von selbst ins Schloß«, wisperte er. »Ich hab' sie nicht berührt.«

»Und du hast dich nicht geirrt?« fragte ich.

»Keinesfalls. Die Tür ist von allein zugefallen. Aber«, er machte eine Pause, und ich hörte, wie er über sein Haar strich, »ich habe einen Luftzug gespürt, als hätte mich ihr Atem berührt.«

»Wessen Atem?«

»Der der Hexe.«

»Bitte, Dennis, behalte jetzt die Nerven. Wir sind im Schloß. Noch kannst du umkehren.«

»Das glaube ich nicht.«

Er redete so sicher, daß ich anfing mich zu wundern. »Woher nimmst du das Wissen?«

»Ich weiß es eben.«

Den Beweis wollte ich mir selbst holen, drückte mich an Dennis vorbei, bekam den Griff schnell zu fassen, bewegte ihn – und mußte feststellen, daß sich der Junge nicht geirrt hatte.

Die Tür war tatsächlich verschlossen. Und keiner von uns hatte den Schlüssel gedreht.
»Nun, John, hatte ich recht?«
Ich nickte, obwohl er es nicht sah. »Ja, das hattest du tatsächlich. Seltsam. Nicht?«
»Nein«, drang mir sein Flüstern entgegen. »Hier ist eben alles ganz anders. Dieses Schloß wird nicht von normalen Mächten beherrscht. Hier waltet und schaltet die Hexe. Das müßtest du doch auch wissen.«
Ich enthielt mich einer Antwort, da ich mich über Dennis gewundert hatte. Wenn mich nicht alles täuschte, war das nicht mehr der Dennis Höller, den ich aus seinem Gefängnis in der Schule befreit hatte. Äußerlich schon, innerlich jedoch war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Vielleicht war es doch nicht so gut gewesen, ihn mit in das Schloß zu nehmen, das für mich zu einem Mörderschloß geworden war.
Ich hörte ihn scharf einatmen. Dann faßte er nach meinem Arm.
»Riechen Sie nichts, John?«
»Was soll ich…?«
»Das… das riecht so ungewöhnlich süß, John. Man könnte meinen, daß es sich um Blut handelt.«
Der Junge wurde mir immer unheimlicher. Auch ich als alter Profi hatte den Geruch bereits wahrgenommen, aber mich gehütet, ein Wort darüber verlauten zu lassen. Er hatte ja recht, es roch tatsächlich nach Blut.
»Irgend jemand muß hier geblutet haben, John. Wenn wir Licht hätten, könnten wir…«
»Keine Sorge, das werden wir gleich haben.« Ich hatte schon in die Tasche gegriffen und die kleine Leuchte hervorgeholt, deren Halogenlampe einen hellen, scharf gebündelten Schein verbreitete und die Finsternis radikal aufriß.
Da ich den Arm bewegte, tanzte der Strahl zunächst über eine Wand, dann richtete ich ihn schräg zu Boden, erwischte die Stufen einer Holztreppe und entdeckte auch dort die auf dem Boden verschmierte Feuchtigkeit.
Sie schimmerte dunkelrot, mit einem Stich ins Schwarze.
Meine Kehle verengte sich etwas, als ich die Flüssigkeit näher in Augenschein nahm.
Ja, es war Blut!
Sogar noch frisches Blut, wenn es auch Pfützen gab, die schon älter waren und eine Haut auf der Oberfläche bekommen hatten. Das meiste war frisch. Ich dachte sofort an den Gehängten, dessen Körper blutleer gewesen war. Wahrscheinlich hatte er hier unten sein Leben verloren, oder er war auf der Treppe ausgerutscht und hinuntergestürzt, weil sich dort auf den Stufen ebenfalls die Flecken

abzeichneten.
Ich schwenkte den Strahl und leuchtete gegen die Tür. Dennis erkannte ich als eine Schattengestalt.
»Ich hatte recht, nicht?«
»Leider.«
»Sollen wir das Schloß jetzt näher unter die Lupe nehmen? Wir müssen Gina finden – unbedingt.«
»Was treibt dich so zu ihr?«
»Ich kann es nicht sagen.« Er hob die Schultern und knetete seine Hände. »Es ist tatsächlich ein Band da, das uns beide verbindet. Ich will sie endlich sehen.«
Mit der freien Hand deutete ich gegen die Treppe. »Höchstwahrscheinlich hält sie sich in den oberen Etagen auf.«
»Ja, ja, gehört haben wir nichts.« Dennis kam auf mich zu. Sein Gesicht schälte sich deutlicher hervor, ohne direkt angestrahlt zu werden.
Die Haut wirkte dunkelgrau. Ich sah trotzdem den Ausdruck der Spannung auf den Zügen, als könnte er nicht erwarten, endlich die Dinge zu sehen, von denen er so lange geträumt hatte. Sein Atem ging heftig, er holte Luft mit offenem Mund. Plötzlich war ich für ihn uninteressant geworden. Ohne mich noch zu beachten, schritt er auf die Treppe zu und blieb so dicht vor der untersten Stufe stehen, daß seine Fußspitzen das Holz berührten.
Ich ließ ihn in Ruhe. Er mußte irgendein Signal empfangen haben, das für mich nicht zu hören gewesen war. Das zeichnete sich auch deutlich an seiner veränderten Haltung ab. Den Oberkörper ebenso vorgestreckt wie seinen Kopf, um die Treppe hinauflauschen zu können.
»Was hast du, Dennis?«
»Psssst!« Die Antwort bestand nur aus einem Zischen. Er legte den Kopf noch etwas weiter zurück, als würde nur er die Dinge sehen, die sich auf den Stufen abspielten.
»Gleich«, sagte er, »gleich…«
»Gina?« fragte ich nur.
Dennis nickte.
Kaum war die Bewegung vorbei, als es geschah. Es war wie ein kaltes, böses Flüstern, ein Hauch, eine Nachricht, zudem noch leicht singend gesprochen.
Die Worte flossen über die Treppe, sie erreichten uns aus dem Obergeschoß und waren zu einer Frage formuliert worden.
»Seid ihr da…?«
Scharf drehte sich der Junge zu mir um und gab mir die Antwort.
»John, das ist sie. Das ist die Hexe. Ich habe sie gehört…«
»Bleib ruhig…«

»Seid ihr da?«

Diesmal war Dennis Höller nicht zu halten. Es folgte die gleiche scharfe Drehbewegung, nur eben in die andere Richtung. »Wir sind da, Gina. Wir sind zu zweit.«

»Ich weiß…« Eine winzige Pause. Dann wieder die Frage. »Und du bist auch gekommen, Dennis, nicht?«

»S… sicher.«

»Dann komm hoch. Komm zu mir, mein Sohn…«

***

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde in meinem Hirn eine dünne Stahlseite mit einem scharfen Singen zerspringen. Ich fand einfach keine Worte mehr und dachte darüber nach, was die Hexe uns zugerufen hatte.

Komm zu mir, mein Sohn, hatte sie gesagt…

Das durfte nicht wahr sein. Dennis ihr Sohn? Unmöglich! Da wollte uns jemand zum Narren halten.

Oder?

Plötzlich begann ich nachzudenken. Innerhalb weniger Sekunden wirbelten die Gedanken durch meinen Kopf. Ich dachte an die Erzählungen des Jungen, wie er von seinen schlimmen Träumen berichtet hatte. Das alles häufte sich bei mir. Er hatte genau berichtet, wie man die Hexe verbrannte, um ihr anschließend den Kopf abzuschlagen. Diese Nacherzählung des Traumes war ihm sehr nahe gegangen, und eine große Rolle hatte Mario, Ginas damaliger Sohn, gespielt. Mit ihm hatte Dennis einiges an Gemeinsamkeiten, wie ich inzwischen von ihm wußte.

Plötzlich hatte ich eine Idee – Reinkarnation! Wiedergeburt! War das die Lösung?

Gar nicht so absurd, wie es im ersten Moment erscheinen mochte, denn auch ich war wiedergeboren worden. Ich hatte gelebt als Hector de Valois, als Richard Löwenherz und als Salomo.

Bei ihm also auch.

»Dennis«, sprach ich ihn an, »was hast du?« Ich machte mir Sorgen, weil ich nichts von ihm hörte.

Er stand vor der Treppe, den Kopf gebeugt. Jetzt hob er ihn allmählich an. »Haben Sie das gehört, John? Sie hat mich als ihren Sohn gerufen. Als ihren Sohn!« rief er lauter.

»Ja, das stimmt.«

»Kann es denn sein, daß…?«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Es ist möglich, Dennis. Alles ist möglich. Magie sorgt dafür und geheimnisvolle Kräfte, deren Wirken wir Menschen bisher kaum erforscht haben.« Mehr konnte ich ihm nicht sagen, er würde es nicht verstehen.

Meinen Kopf durchschossen derweil andere Gedanken. Wenn er tatsächlich als Mario damals der Sohn der Hexe Gina gewesen war, mußte er auch wissen, wo sich der Blutstein befand. Damit hatte ich in Dennis Höller indirekt einen Führer.

»Was soll ich denn jetzt machen?« flüsterte Dennis. »Zu meiner…« er schluckte, »Mutter gehen?«

»Das wäre am besten.«

Er ballte die Hände zu Fäusten. »Aber ich habe Angst davor, John. Große Angst.«

»Das ist verständlich. Mir geht es nicht anders, glaub mir.«

»Kommst du endlich, Kleiner?« In der Stimme klang ein Locken mit und gleichzeitig ein Lauern.

Dennis wischte über sein Gesicht. »Es ist die gleiche Stimme, die ich im Traum hörte. Gina, die verbrannt wurde, hat auch so gesprochen. Mit der gleichen Stimme. Das ist die aus der Vergangenheit. Jetzt bin ich sicher, John.«

»Sie ist eine Hexe, Dennis…«

»Und eine Tote«, unterbrach er mich. Er hatte lauter gesprochen.

»Eine Tote, die lebt.«

»Eben.«

»Darf ich nach einer Erklärung fragen?«

»Jetzt nicht. Später vielleicht. Es ist einfach nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Vielleicht haben Sie recht.« Er senkte den Kopf und schaute zu Boden. »Es geschieht nichts ohne Grund, hat mal unser Mathe-Lehrer gesagt. Alles hat seinen Sinn.«

»Da kann ich ihm nur recht geben.«

Es kam mir schon ungewöhnlich vor, daß ich hier mit Dennis über diese Dinge sprach, während eine Etage höher eine lebende Tote darauf wartete, daß er kam. Aber Dennis war kein Erwachsener. Er reagierte spontaner, gefühlsmäßiger. Als er sich am Geländer festhalten wollte, packte ich seinen Arm. »Und denk dran, Junge, auf den Stufen haben wir Blut gesehen. Gib acht!«

»Mach' ich.«

Ich ließ ihn gehen. Die Lampe schaltete ich nicht wieder ein. Dennis schritt normal die Stufen hoch. Er bemühte sich nicht, leise zu sein, die Hexe sollte hören, daß er kam.

Seine Mutter!

Ich schüttelte den Kopf, weil ich es einfach nicht fassen konnte. Es war nicht zu glauben, unmöglich, wenn man es mit realen Maßstäben betrachtete. Wenn allerdings Magie ins Spiel kam, ging die Realität flöten. Dann mußte man sich mit anderen Dingen auseinandersetzen.

Noch hielt ich mich zurück. Ich ging allerdings davon aus, daß Gina auch über meine Ankunft informiert war. Sie war diejenige, die im

Schloß lebte und es beherrschte.

Aus der oberen Etage drang kein Lichtschein gegen das Ende der Treppe. Ich rechnete damit, daß die Hexe im Dunkeln lauerte. Der Körper des Jungen verschmolz mit der Finsternis über den Stufen.

Am Ende der Treppe blieb er noch einmal stehen und drehte sich um. »Kommen Sie auch?«

»Geh schon.«

Natürlich würde ich ihn nicht allein lassen. Nur wollte ich so etwas wie eine Rückendeckung bilden, denn ich rechnete stark damit, daß die Hexe noch einige Tricks auf Lager hatte. Sie wußte, wo sich der Blutstein befand, den ich unbedingt in die Finger bekommen mußte. Nur würde sie mir das Versteck freiwillig kaum verraten.

»Warum zögerst du denn so, mein Söhnchen? Komm – komm zu deiner Mutter. Ich warte.«

Die Stimme klang widerlich in meinen Ohren. Sie hatte sich quäkend angehört. Bei ihrem Klang überfiel mich ein körperliches Unwohlsein. Verlogen kam sie mir vor.

»Ja, Mutter, ich komme!«

Die Antwort erschreckte mich. Dennis Höller hatte gesprochen, als wäre die Hexe schon längst von ihm akzeptiert worden. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte seine Stimme ebenfalls verändert geklungen. War er etwa zu einer anderen Person geworden?

Ich holte mein Kreuz hervor und steckte es griffbereit in die Tasche. Es war für mich seit einiger Zeit wieder beruhigend zu wissen, daß mein Kreuz nicht mehr unter Liliths Einfluß stand. Die Zeichen in der Mitte waren wieder vorhanden. Meine Zeichen, die mein Schicksal darstellten.

Auch ich schob mich die Treppe hoch. Um die dunklen Flecken auf den Stufen machte ich einen Bogen. Am Ende der Treppe erreichte ich einen ziemlich breiten Gang. Als ich nach links schaute, sah ich den Jungen.

Dennis Höller ging langsam. Er schaute starr nach vorn. Dabei war sein Blick auf einen Lichtschleier gerichtet, der aus einer offenen Tür drang und in den Gang fiel.

»Na endlich«, sagte die Hexe, als der Junge vor dem Lichtfleck stehenblieb. »Komm schon her.«

Dennis drehte sich um.

Ich sah sein Profil. Er brauchte nur mehr einen Schritt nach vorn zu gehen, um sein Ziel zu erreichen.

Das tat er auch und sagte gleichzeitig: »Hier bin ich, Mutter! Hier bin ich…«

***

Akzeptiert, jawohl, er hatte die Person akzeptiert. Man hatte ihm die

Begrüßung nicht zu befehlen brauchen, diese Worte hatte er von sich aus gesagt.

Seine Mutter war die Hexe Gina!

Mit jedem Meter, den er sich der Hexe genähert hatte, war dies deutlicher geworden. Er war derjenige welcher. Er hatte schon vor langer Zeit gelebt. Er war nicht nur Dennis, auch Mario. In seinem Körper lebten zwei Seelen, zwei Geister. Einmal Dennis, zum anderen Mario, der so ungemein stark an seiner Mutter gehangen hatte.

Für ihn war sie wie eine Königin gewesen, er hatte sie geliebt und mit ansehen müssen, wie man sie verbrannte.

Dennis spürte diesen Mario.

Er war längst davon überzeugt, daß Gina auch ihn mit Kräften ausstatten würde, die die bisher bekannten in den Schatten stellte.

Er wollte etwas Besonderes sein und freute sich darauf, endlich der Hexe gegenübertreten zu können.

»Hier bin ich, Mutter!«

Es war ein bestimmter Satz gewesen, der normal über seine Lippen floß. Ein wunderschöner Satz, eine Begrüßung, wie es sie nur zwischen Mutter und Sohn geben konnte, wenn beide sehr aneinander hingen.

Aus dem Zimmer hörte er das leise Lachen. »Ich wußte ja, Dennis, daß uns der Teufel nicht im Stich läßt. Er hält zu uns, glaub mir. Was er einmal verspricht, das hält er auch. Sie haben mich nicht töten können, und du bist ihnen auch entwischt. Erinnerst du dich, mein Sohn? Denkst du noch daran?«

Dennis stand auf der Schwelle und nickte. »In den Träumen, Mutter, in den Träumen.«

»Sie sind jetzt wahr geworden. Du stehst vor mir. Wir sind wieder vereint.«

»Was soll ich tun, Mutter?«

»Zu mir kommen, Sohn.«

Es war seltsam, aber er nahm es hin, von einer Hexe als Sohn angesehen zu werden. Er spürte nicht einmal Angst, kaum Unbehagen, nein, er freute sich sogar darauf, ihr unter die Augen treten zu können und grübelte darüber nach, wie sie wohl aussah.

Ein erster Blick in das Zimmer hatte ihm nicht viel gebracht. Zwar leuchtete eine Lampe im Hintergrund des Raumes. Ihr Schein allerdings ließ den Körper der Hexe so ziemlich im Dunkeln. Er erfaßte ihn nur in der unteren Hälfte und dazu am Rand.

Gina hockte auf einem Stuhl. Dennis sah auch ihre Hände. Sie lagen flach auf den Oberschenkeln, die Finger ausgestreckt, die beinahe die Knie berührten.

Ungewöhnliche Nägel konnte er erkennen. Jeder Nagel war für sich selbst unterschiedlich gefärbt und am Rand mit einer leichten

Goldfarbe nachgezeichnet.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten, Dennis. Ich bin bei dir. Ich will dich in die Arme schließen. Komm zu mir, Junge. Deine richtige Mutter wartet auf dich. Es hat lange gedauert, aber jetzt müssen wir zusammenhalten, damit uns die Gefahr nicht überrollt. Weißt du, Dennis, es gibt sehr böse Menschen, die uns einfach nicht in Ruhe lassen wollen. Dagegen müssen wir uns einfach wehren.«

»Ja, Mutter!« hauchte Dennis, immerhin noch so laut, daß Gina ihn verstehen konnte.

»Ich freue mich, daß du so denkst.« Sie streckte ihm die Arme entgegen. »Ja, ich freue mich darüber, Dennis. Es ist wunderbar, einen Sohn wie dich zu besitzen. Keiner kann einer Mutter nachfühlen, wie großartig das ist.«

Dennis ging weiter, obwohl er Pudding in den Knien spürte. Er wurde angezogen und gleichzeitig abgestoßen. Je näher er seiner Mutter kam, um so besser konnte er die Dinge erkennen.

An der Wand hing ein Schild und daneben eine Waffe. Eine Mischung aus Schwert und Lanze, denn auf beide Seiten waren die Klingen geformt und liefen vorn spitz zu. Dafür befand sich der Griff in der Mitte. Dieses Lanzenschwert konnte beidseitig töten.

Waffe und Schild hingen über dem Kopf der Mutter. Doch Dennis sah das Gesicht nicht. Wo es sich eigentlich hätte befinden müssen, schwamm eine dunkle Insel über dem Körper.

»Schau nach rechts, mein Junge!«

Dennis schrak zusammen, als er die Worte hörte. Er hatte sich seiner Mutter bis auf einen Schritt genähert. Wenn er den Arm langmachte, konnte er sie anfassen. Nur traute er sich nicht. Möglicherweise war es auch der Geruch, der seine Nase erreichte.

Ein Gestank, der ihm zwar neu war, den er trotzdem schon öfter gerochen hatte.

In seinen sehr intensiven Träumen. Der Geruch war scharf, er brannte in der Kehle, und Dennis erinnerte sich daran, daß er ihn auch gespürt hatte, als er aufwachte.

Brandgeruch…

Der gleiche Gestank, der auch über den Platz geströmt war, als der Scheiterhaufen loderte. Reisig brannte, zerplatzte unter der Glut.

Qualm breitete sich wolkenartig aus und fuhr ihm ins Gesicht.

»Nun sieh schon nach rechts und auch unter die Decke, mein Kleiner. Los, mach!«

Dennis konnte nicht anders. Er drehte den Kopf – und hatte das Gefühl unter Strom zu stehen.

Vor ihm saß zwar die Hexe, aber ihr Kopf befand sich unter der Decke. Von dort aus hatte er auch zu ihm gesprochen und war nur mehr ein verbranntes Etwas, in dem allerdings zwei Augen gefährlich

leuchteten…

***

Dennis konnte nichts mehr sagen. Eigentlich hätte er bei diesem furchtbaren Anblick schreien müssen, doch auch das schaffte er nicht. Seine Kehle war zu. Er fühlte sich in eine andere Welt versetzt, als würde er auf einer Insel schwimmen.

»Nun, Dennis?«

Der Junge schloß die Augen, öffnete sie wieder und streckte dem Körper seinen Arm entgegen.

Gleichzeitig hob die Hexe die Hand. Beide berührten sich. Dennis durchzuckte es wie ein Schlag. Dieser Kontakt mit seiner Mutter war für ihn etwas Außergewöhnliches. Nie hätte er gedacht, daß seine Alpträume plötzlich wahr werden würden.

Die Hand fühlte sich kalt an, auch rauh. Vielleicht rieselte auch Eisblut durch die Finger.

»Du zitterst ja«, flüsterte der Kopf unter der Decke, und seine Augen bewegten sich. »Hast du Angst, mein Junge?«

»Ja.«

»Das brauchst du doch nicht. Welcher Junge hat schon Angst vor seiner Mutter?«

»Ich… ich kenne meine Mutter nicht. Ich bin bei Adoptiveltern aufgewachsen.«

Sie ließ ihn nicht los. »Das weiß ich, Dennis.«

»Woher?«

»Ich habe dich gespürt, mein Junge. Ich weiß, daß du Dennis heißt, aber ich höre Mario lieber. Ich habe dich damals geboren, und die Menschen hatten schon recht, als sie mich als eine Hexe bezeichneten, denn das bin ich wirklich gewesen.«

»Mutter, du bist…«

»Ja, Mario. Ich nenne dich lieber bei deinem richtigen Namen. Ich war eine Hexe. Ich habe mich dem Satan verschrieben, war eine Freundin des Höllenfürsten und noch mehr.«

»Was heißt das – dieses noch mehr?«

»O Dennis. Kannst du dir das nicht denken? Ich war die Geliebte des Teufels. Nur eine von vielen, aber ich habe mich ihm voll und ganz hingegeben.«

»Du hast nie über meinen Vater gesprochen?«

»Nein, Mario. Ich zog dich allein groß. Doch ich kann dir versichern, daß du einen Vater hast. Du hast den besten Vater, den man sich überhaupt vorstellen kann. Er ist mächtig, er ist einmalig. Er ist ein Herr und ein Herrscher.«

Dennis schluckte. Als er ausatmete, klang sein Atem leicht pfeifend. »Ich glaube, ich weiß, wen du meinst, Mutter.«

»Dann sprich es aus.«

Der Junge zögerte noch. Das Wort wollte ihm nicht so recht über die Lippen dringen. »Der… der Teufel?« Es war mehr eine Frage als eine Antwort.

Der Kopf unter der Decke gab ein leises Lachen von sich. »Junge, du hast es erfaßt. Es war tatsächlich der Teufel. Er ist dein Vater. Du kannst, nein, du mußt stolz auf ihn sein. Das ist nicht jedem widerfahren. Du bist der Sohn einer Hexe und des Teufels. So etwas muß dich einfach stolz machen. Macht es dich stolz?«

»Ich weiß nicht.«

»Doch, du mußt stolz darauf sein, Junge! Wer hat schon einen Teufel zum Vater?«

»Ich… ich hasse ihn. Meine Eltern haben mir beigebracht, daß man den Teufel hassen muß.«

»Aber nicht du, Kind. Wer sind schon deine Eltern? Zwei Leute, die dich fanden…«

»Sie haben mich großgezogen. Ich bin ihnen dankbar. Ich muß ihnen dankbar sein. Ohne sie wäre ich in einem Waisenhaus gelandet, glaube ich.« Dennis brachte die Worte nur mühsam und stockend hervor. »Ich liebe meine Eltern.«

Der Kopf gab ein krächzendes Lachen von sich. »Du liebst deine Eltern also. Das verstehe ich. Nur darfst du niemals vergessen, daß eine andere Bande stärker ist, mein Junge. Vergiß es bitte nie. Es gibt da eine Bande, die du einfach nicht zerreißen kannst. Die hat der Teufel geschaffen, als ich mit ihm buhlte. Das ist die wahre Bande, die ewig dauert, mein Sohn. Du kannst sie nicht zerreißen. Sie haben dich nie losgelassen, sind mal lockerer geworden, doch im Prinzip bist du von ihnen geführt worden. Alles war voraussehbar. Der Satan und ich wußten, daß wir einen Nachfolger haben müssen, denn dein Vater hat etwas an sich gerissen, das unsere Existenz garantiert.«

»Was ist es?«

»Der Blutstein!« flüsterte der Kopf unter der Decke. »Es ist der mächtige Blutstein.«

Dennis war versucht, seine Hand aus der seiner Mutter zu ziehen.

Er ließ es jedoch bleiben und dachte über die Antwort nach, die er geben wollte. »Ich… ich habe schon von ihm gehört. Er ist sehr mächtig, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt. Ich weiß, wo er sich befindet. Damals wollten ihn meine Henker schon finden. Sie haben es nicht geschafft, denn er befindet sich in einem Versteck, das nur ich kenne. Er ist magisch bewacht. Wer ihn an sich reißen will, ist dem Tod geweiht. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Auch nicht das Versteck?«

»Nein, mein Junge, noch nicht, denn ich weiß auch, daß du nicht

allein zu mir gekommen bist. Du hast einen Mann mitgebracht, der eine weite Reise hinter sich hat. Dieser Mann ist sehr gefährlich. Ich spüre seine Ausstrahlung. Er ist zum Greifen nah. Er will den Blutstein in seinen Besitz bringen.«

»Ja, er braucht ihn.«

»Nein, wir brauchen ihn. Jeder, der den Blutstein stehlen will, ist verloren, Junge.«

»Du… du willst ihn töten?«

»Richtig.«

»Aber ich verdanke ihm viel. Sehr viel sogar, Mutter. Er hat mich befreit.«

»Das weiß ich, denn Orth, der Hausmeister, ist ein Diener von mir. Durch ihn wußte ich immer, wie es um dich steht. Ich habe ihn vor Jahren schon eingefangen. Mach dir keine Sorgen. Es ist alles so gelaufen, wie ich es wollte.«

Dennis war durcheinander. Mit einem Nicken gab er zu, daß Gina recht behalten hatte. »Ja, den Mann habe ich mitgebracht. Er ist auch stark. Es wird für dich nicht einfach sein.«

Sie lachte leise, bevor sie ihre Stimme zu einem Flüstern senkte, als hätte sie Angst, jemand würde mithören. »Was soll für mich nicht einfach sein? Du mußt sagen: für uns!«

Dennis erschrak. Diesmal zuckte seine Hand zurück. »Wie soll ich das verstehen?«

»Weißt du das nicht, oder willst du es nicht wissen?«

»Ich will nicht.«

»Dann sag ich es dir. Wir werden ihn gemeinsam töten, Junge. Nicht nur ich, auch du bist dabei.«

»Aber er hat mir…« protestierte Dennis.

»Was hat er denn? Dich aus dem Zimmer geholt? Natürlich, das ist auch alles. Denk daran, daß ich deine Mutter bin, Dennis. Ich bin deine Mutter, sonst niemand. Du bist Mario, mein Sohn, und als Dennis wiedergeboren worden.«

»Bin ich denn damals gestorben?«

Der Kopf lachte. »Natürlich, du Dummer. Du bist gestorben. Sehr lange hast du nicht gelebt.«

Es waren harte Worte, die der Junge zu hören bekam. Er blieb auch nicht unbeeindruckt. Über seinen Rücken rann ein Schauer. Er spürte selbst, wie sein Gesicht an Farbe verlor. Da sprach jemand über seinen Tod, was er einfach nicht fassen konnte.

»Wie ging es denn weiter?«

»Möchtest du wissen, wie du gestorben bist?«

»Ja…«

»Im Kampf. Du bist Soldat geworden. Dein Graf mußte sich gegen die Franzosen wehren, die einfielen. Da erwischte es dich. Auf dem

Schlachtfeld bist du ausgeblutet.«

Eisschauer krochen über Dennis' Rücken und ließen den Jungen schaudern. Er wollte auch nichts mehr fragen, doch er reagierte irgendwie automatisch. Sein Hunger nach Wissen überlagerte die Furcht. »Wie ging es dann weiter?«

»Zeiten rollten vorbei!« flüsterte der Kopf. »Dein Geist schwebte lange in der Finsternis, Mario. Bis er einen neuen Körper gefunden hatte. Dennis' Körper. Und nun stehst du vor mir.«

»Bist du auch wiedergeboren?«

»Nein, ich war nie tot.«

»Doch, doch!« schrie Dennis, dem alles zuviel wurde. »Ich habe dich in meinen Träumen brennen sehen. Man hat dich noch geköpft, weil man sichergehen wollte.«

»Ja, nur konnte man mich nicht töten. Die Kraft des Teufels hielt mich am Leben. Ich wurde verscharrt, vergessen, doch niemand ahnte, daß es eine Kraft gab, die dafür gesorgt hatte, daß ich nicht so gestorben war, wie man es sich vorstellt. Ich konnte meine Zeit abwarten, und ich lebe in einer Doppelexistenz.«

»Das weiß ich nicht.«

»O doch, mein Junge, ich werde es dir genau zeigen. Warte einige Sekunden ab.«

Dennis kam der Aufforderung nach. Er wußte, daß etwas Unerklärliches passieren würde, ja, passieren mußte, und er ließ den verbrannten Kopf nicht aus den Augen.

Bisher hatte er so gut wie regungslos in einem Winkel zwischen Wand und Decke gestanden. Plötzlich aber setzte er sich in Bewegung. Er löste sich, als hätte er einen kleinen Schubs bekommen. Danach glitt er lautlos in die Tiefe.

Es war ein Bild, das Dennis in Schrecken versetzte. Der Kopf sah aus, als wollte er auf ihn fallen. Das schwarze, halbzerstörte Gebilde, in dem nur die Augen lebten und hervorstachen, näherte sich ihm sehr gefährlich. Nase, Lippen und Ohren, das alles war nicht zu erkennen, nur noch die weißgrauen, völlig verfilzten Haare, die auf dem alten Schädel wuchsen.

Dennis hielt den Atem an. Er zitterte innerlich, was sich auch nach außen übertrug.

Was wollte der Schädel von ihm?

Nein, nichts von ihm. Plötzlich machte er kehrt und glitt auf die Hexe zu. Noch saß dort nur der Körper. Einen Moment später – der Kopf war wie ein Schatten durch den Lichtschein geglitten – schwebte er über dem Torso.

Plötzlich sackte er nach unten.

Dennis hatte es geschafft, den Atem anzuhalten. In der Stille klangen die schabenden Geräusche doppelt laut. Sie hörten sich an, als würden

im Gesicht kleine, verbrannte Kohlestücke verschoben. Der Schädel ruckte noch einmal, saß fest, und in seiner unteren Hälfte schob sich etwas zur Seite, so daß ein Mund entstehen konnte.

Dennis schaute hinein.

Eine graue Öffnung, in der eine ebenfalls graue Zunge wie ein Lappen lag.

Bedächtig hob die Hexe beide Hände und legte die Handflächen gegen ihre Wangen. Es wirkte so, als wollte sie den Kopf wieder abreißen, das jedoch tat sie nicht. Sie schob die Hände vor ihr Gesicht, murmelte einige Worte und streifte die Finger wieder ab.

Dennis wich zurück. Was er nun zu sehen bekam, war unglaublich, für ihn nicht zu fassen.

Da saß zwar noch die Hexe – seine Mutter – vor ihm, aber sie sah völlig anders aus.

Wie in seinen Träumen…

Schwarze Haare, die eine gewaltige Flut bildeten, umgaben ihr Gesicht, in dem besonders die helle Haut auffiel. Es war ein wunderschönes Frauengesicht, das einen nahezu verklärten Ausdruck angenommen hatte. Eine helle, weiche Haut. Augen, die in einem geheimnisvollen Feuer zu leuchten schienen, als sich der Lichtschein in den Pupillen brach. Ein Mund, dessen Lippen rot leuchteten, als wären sie frisch geschminkt worden. Schwarze Haare, die seidenweich glänzten, eine perfekte Frau, auch wenn sie graue Kleidung trug, die nicht besonders zu ihr paßte. Wer so aussah, sollte Mode tragen.

»Erkennst du mich nun?« fragte sie. »Ist dir jetzt endgültig klargeworden, wer ich bin?«

Dennis nickte sehr langsam. »Ja, jetzt habe ich dich erkannt. Du bist diejenige, die ich in meinen Träumen erlebt habe. So hast du ausgesehen – Mutter.«

»Danke, mein Junge, danke. Ich merke nun, daß ich für dich deine Mutter bin.«

Dennis war von der Schönheit dieser Frau so fasziniert, daß er an das Gegenteil nicht denken konnte. Zudem konnte ein junger Mensch wie er kaum differenzieren, denn es kam nicht auf Äußerlichkeiten bei einem Menschen an, sondern auf die inneren Werte.

Davon konnte man bei einer Hexe wie Gina nicht sprechen. Sie war eine Geliebte des Teufels gewesen, sie war von Grund auf böse und durch und durch schlecht.

Er lächelte, als die Hexe aufstand. Die Lampe neben ihr gab ihr nicht genügend Licht. Sie beugte sich zur Seite und drehte den Docht höher, so daß sich der Schein ausbreiten konnte und auch die beiden so unterschiedlichen Personen erfaßte.

Gina legte ihre Hände auf die Schultern des Jungen. »So, Mario, wir sind wieder vereint. Gemeinsam werden wir den Blutstein gegen

unsere Feinde verteidigen. Bist du dazu bereit, Junge?«
Er sah sie an und nickte. »Ja, ich bin bereit.«
»Du wirst meinen Weg gehen?«
»Auch das, Mutter!«
»Du weißt, wo er hinführt?« Die Hexe wollte bei ihrem Sohn auf Nummer sicher gehen.
Er starrte sie an. »Ich… ich kann es mir denken.«
»Er wird nicht leicht sein. Er ist steinig und dornig. Man wird uns aufhalten wollen, aber wir lassen uns nicht aufhalten. Verstehst du? Wir räumen die Hindernisse zur Seite. Das Schloß hier habe ich in meinen Besitz genommen. Wir sorgen dafür, daß der Blutstein nicht vergeht und ständig neue Nahrung bekommt. Erst gestern habe ich ein Opfer gefunden.«
»Ist es der Mann, der draußen hängt?«
»Richtig, mein Sohn.« Gina merkte, daß Dennis erschauderte. Darüber lachte sie. »Was hast du? Furcht? Skrupel?«
»Ich… ich … kann nicht töten!« flüsterte er. »Das schaffe ich nicht, Mutter.«
Sie lächelte, wobei zusätzlich ein spöttischer Ausdruck in ihre Augen trat. »Wieso kannst du es nicht?«
»Menschen töten, das ist schlimm. Es ist für mich das Schlimmste, das es gibt.« Dennis war hin- und hergerissen. Er hatte bestimmte normale Moralbegriffe, die seine Eltern ihm während der Erziehung beigebracht hatten. Plötzlich wurde er verunsichert. Zum erstenmal erlebte er eine Person, der ein menschliches Leben nichts galt. Das mußte er verkraften, doch er konnte es nicht.
Gina sah es nicht ein. Sie kam mit einem Gegenargument. »Erinnere dich, mein Sohn. Es ist nicht das erste Mal, daß du getötet hast. Du warst damals ungefähr im gleichen Alter wie heute, Junge. Da hat man dich an einen Pfahl gebunden und mich auf den Scheiterhaufen gestellt. Ich konnte mich nicht mehr befreien und verbrannte elendig. Dir aber gelang die Flucht. Es war eine schwere Flucht für dich. Ich sehe dich noch wegrennen. Hat sich dir nicht ein Häscher in den Weg gestellt, Mario. Wollte man dich nicht aufhalten?«
Dennis starrte Gina an. Er zwinkerte mit den Augen. »Ja, das glaube ich schon.«
»Das glaubst du nicht nur, das ist so. Man wollte dich aufhalten, aber du hast zurückgeschlagen.«
Dennis Höller erinnerte sich. »Es war der Stein in meiner Tasche, nicht wahr?«
»Sehr richtig.«
»Damit stieß ich zu.«
»In die Kehle eines Verfolgers. Du hast ihn getötet, Dennis. Du hast ihn getötet.«

Dennis Höller schwitzte. Die Erinnerung an diese fürchterliche Tat überwältigte ihn. Er hob den Arm und umklammerte seine Kehle.

Dabei spürte er, wie stark seine Hand bebte.

»Nun?«

»Aber das war in einem anderen Leben, Mutter. Ich… ich denke heute anders darüber.«

»Unsinn, Junge. Damals oder heute, das bleibt sich gleich. Du bist Mario und Dennis zusammen. Wir werden den Weg gemeinsam gehen, Junge. Du mußt es tun, verstehst du? Ich brauche dich auch für der Blutstein. Hast du begriffen?«

»Ja, aber…«

»Kein Aber, Dennis. Es gibt diese Feinde. Sie sind zwischen uns. Wenn wir ihnen nicht zuvorkommen, werden sie uns vernichten. Deshalb wirst du gleich deine Feuertaufe bestehen. Dennis, du wirst einen Menschen für mich, für dich und für uns töten!«

»Das glaube ich kaum, Gina. Solange ich lebe, werde ich es nicht zulassen!«

Von der Tür her war die Stimme erklungen. Im Ausschnitt zeichnete sich die Gestalt eines Mannes ab.

Der war ich!

***

Ich hatte alles mit anhören können und hielt die Hexe auch jetzt im Blick. Dabei sah ich, wie sich ihr Gesicht verzog. Es wurde zu einer schon widerlichen Fratze, in der sich Überraschung, Wut und Haß zu einem Dreieck der Gefühle vereinigten.

Ein schlimmer Zustand. Sie schien jeden Augenblick zu explodieren.

Ich ging einen Schritt in den Raum hinein. Meine Beretta hatte ich nicht gezogen. In der rechten Tasche steckte meine stärkste Waffe, das Kreuz. Ich würde es, wenn es darauf ankam, innerhalb eines Sekundenbruchteils ziehen können.

Gina regte sich als erste. Sie streckte ihre Hand aus und schob Dennis zur Seite, der sich dabei umdrehte, mich sah und meinen Namen hauchte.

»Geh am besten weg, Junge«, sagte ich zu ihm. »Noch einmal. Ich werde es nicht zulassen, daß du einen Mord begehst.«

Er nickte und schrak zusammen, als er die wütende Reaktion der Hexe hörte. Gina schrie einen Fluch. Man hätte fast meinen können, daß dabei Flammen aus ihrem Mund schlugen.

»Du!« sprach sie mich an, »bist derjenige, der zuerst sterben wird. Ginas Mörderschloß hat nur derjenige lebend verlassen können, wenn ich es wollte. Verstanden?«

»Und die anderen hast du getötet?«

»Sicher.«

»Weshalb?«
»Ich wollte ihr Blut, ich brauchte es.«
»Dann bist du ein Vampir?«
»Nein!« schrie sie fast wütend. »Ich bin kein Vampir. Ich bin auch kein Blutsauger, aber ich brauchte den Lebenssaft der Menschen für den Stein, denn dort mußte er sich mit dem alten Blut vermischen. Es enthält den Keim des Lebens…«
Ich schüttelte den Kopf. »Welchen Keim, welches Leben? Es ist das Dasein eines Untoten, Gina. Das müßtest du wissen. Es ist kein Leben, es ist ein dahinvegetieren, und bei dir ist es nicht anders. Du lebst nicht, du bist eine Hülle.«
»Das wirst du schon noch merken, wozu eine Hülle alles in der Lage ist, Sinclair.«
Ich nickte, bevor ich in meine Tasche griff. Als ich das Kreuz hervorholte und es offen zeigte, schrak sie zusammen. Sie wäre gern weiter zurückgelaufen, das sah ich ihr an, aber hinter ihr stand der Stuhl, der sie daran hinderte.
»Weißt du, was es ist?« erkundigte ich mich.
»Ja, ich sehe es.«
»Kannst du das Kreuz überwinden als einfache Hexe. Nicht einmal dein Herr und Meister, der Teufel, schafft es. Selbst Luzifer ist an dem Kreuz verzweifelt. Und du willst mich töten, wo ich im Besitz dieses Schutzes bin?«
Ich hatte sie überrascht, sie suchte nach einer Antwort. Dabei bewegte sie sich unruhig und hatte plötzlich einen Helfer gefunden.
»Mario, mein Sohn!« flüsterte sie scharf. »Du weißt, was du deiner Mutter schuldig bist. Du bist ein Teil von mir und…«
»Auch ein Teil des Teufels!« rief ich dagegen.
»Damals ja, heute ist es noch nicht durchgekommen. Aber es wird durchbrechen. Das schwarze Blut im Körper des Menschen läßt sich nicht vertreiben. Geh hin, Mario, und nimm ihm dieses verdammte Ding da einfach weg!«
Der Junge zögerte. Er war hin- und hergerissen, wußte nicht, was er tun sollte.
Er schaute die Hexe an, die heftig nickte, sich ansonsten zurückhielt, der Respekt vor dem Kreuz war zu gewaltig. Er sah mir ins Gesicht, zögerte.
»Wir sind Freunde geworden, Dennis, denk daran. Uns hat ein gemeinsamer Weg zusammengeschweißt. Ich will dich nicht daran erinnern, daß ich es gewesen bin, der dich…«
»Das weiß ich, John!«
»Es hat überhaupt nichts zu sagen!« keifte die Hexe. »Nimm ihm das verdammte Ding ab!«
»Dennis«, sprach ich den Jungen mit ruhiger Stimme an. »Glaubst du

im ernst, daß ich dir mein Kreuz freiwillig geben werde? Die stärkste Waffe, die ich besitze? Was willst du damit?«

»Wegwerfen!« schrie Gina. »Er wird es zerstören. Er muß es zerstören. Ich hasse es.«

»Das weiß ich!«

»Hol es endlich, Dennis!«

Der Junge zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als er den Befehl hörte. Er tat mir unsagbar leid. Ich hätte ihn gern aus dieser Klemme befreit, aber das mußte er einfach durchstehen.

Zugleich war auch ich gezwungen, Konzessionen zu machen. Normalerweise hätte ich die Hexe längst vernichtet, aber sie besaß einen Trumpf, und das wußte sie auch.

Es war der verdammte Blutstein!

Ich mußte ihn einfach finden, um meine Mutter aus den Klauen des Vampirs zu befreien. Freiwillig würde sie mir nie sagen, wo ich den Stein finden konnte. Deshalb suchte ich nach einer Chance, sie zu überreden. Was nicht einfach sein würde.

Dennis kam auf mich zu. Er hob dabei die Schultern. Sein Mund zuckte. In den Augen schimmerte das Tränenwasser. Er stand unter einem nie erlebten Druck.

»Na geh schon, geh schon!« forderte ihn die Hexe auf.

Dennis ging. Bittend und gleichzeitig um Entschuldigung heischend schaute er mich an. Seine Lippen bewegten sich. Ich konnte die Worte genau ablesen, obwohl sie so leise gesprochen waren, daß sie keiner von uns hörte.

»Das… das Kreuz – bitte …«

Ich schüttelte den Kopf.

Er ging trotzdem weiter. Als er sich mir auf zwei Schritte genähert hatte, da schloß ich die Hand zur Faust und ließ das Kreuz darin verschwinden.

Dennis blieb stehen. Durch seinen Körper lief ein Zittern. Schweiß lag auf seinem Gesicht. In den öligen Glanz hinein rannen die Tränen.

Dieser Junge erlebte Schlimmes. Er mußte da durch. Zuviel stand auf dem Spiel.

Ich räumte ihn zur Seite. Dennis taumelte, fing sich aber. Mein Weg zur Hexe war frei.

Sie schrie und fauchte mich an. Ihre Haare schienen sich hochstellen zu wollen, unter einem derartigen Druck stand sie plötzlich. Da blickten Augen, als würde Feuer in ihnen leuchten.

»Sinclair, du Hund! Ich weiß genau, wer du bist. Du bist einer, der ihn haben will. Aber ich schwöre dir, du wirst den Blutstein nicht bekommen!«

»Ich werde ihn mir holen, Gina. Niemand kann mich daran hindern, auch du nicht!«

»Und ob!« keifte sie.

Ich nahm ihre Antwort nicht ernst, das war ein Fehler. Zudem konzentrierte ich mich nur auf sie, denn die Hexe durchlief eine Veränderung. Ihr Gesicht quoll plötzlich auf, als hätte jemand Luft unter die Haut geblasen. Da plusterte sich der Kopf hoch, die Augen traten aus den Höhlen, das Gesicht verlor die helle Farbe, statt dessen traten dunkle Schatten hervor, die sich zu dieser tiefen Schwärze veränderten, die ihre Haut auch als verbranntes Etwas gezeigt hatte.

Magie durchpulste sie. Es war die Kraft des Teufels, ihres Bräutigams, die von ihr Besitz ergriffen und sie ungewöhnlich gestärkt hatte.

Da passierte es.

Ich sah es nur aus den Augenwinkeln. Zwei Gegenstände lösten sich von der Wand.

Ein Schild und die Waffe, die eine Mischung aus Lanze und Schwert darstellte.

Der Schild flog auf die Hexe zu, die Waffe zielte genau auf meine Brust.

Zum Ausweichen war es zu spät.

Dafür schrie die Hexe. »Tot, Sinclair, tot! Dein Blut wird den Stein bis zum Rand füllen!«

***

Horace F. Sinclair hatte ein paarmal den Vorschlag gemacht, sich ans Lenkrad zu setzen und zu fahren, doch Suko wollte nicht. »Die Strecke reiße ich schon ab.«

»Wie Sie wollen.«

Auch sie waren in den Osterverkehr geraten, der sich allerdings erst hinter Karlsruhe dermaßen stark verdichtete, daß sie in einen Stau gerieten.

Suko war es leid. In Durlach verließen sie die Autobahn und rollten durch den nördlichen Schwarzwald in südliche Richtung, wobei sie stets die Hinweisschilder nach Freiburg und Baden-Baden im Auge behielten.

Es war komisch, und Suko sah die Menschen, die in den Blechlawinen steckten, schon als Masochisten an. Auf der normalen Bundesstraße, die teilweise parallel zur Autobahn lief, kamen sie gut, glatt und sicher voran.

Man konnte es fast als ein kleines Freudenfest ansehen, und auch Horace F. Sinclair war zufrieden. »Ich glaube schon, Suko, daß wir es packen.«

»Noch haben wir das Internat nicht erreicht.«

Der ältere Mann hob die Schultern. »Wissen Sie, im Laufe eines langen Lebens habe ich erkennen müssen, daß nicht immer alles so glatt läuft, wie man es sich vorstellt. Bisher habe ich alle Probleme

und Schwierigkeiten überwinden können, aber wie es jetzt läuft, da sehe ich mich zu sehr in der Defensive, nicht einmal ratlos, wenn Sie verstehen, aber mir paßt es nicht, daß ein anderer, eben dieser Mallmann, uns die Bedingungen vorschreibt.«

»Das kann ich gut verstehen.«

Sinclair wischte über seine Stirn. Er mußte einfach reden, und Suko war ein guter Zuhörer. »Ich wollte nicht, daß John diesen Job annimmt. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß er meine Kanzlei in London übernimmt. Nun, es ist anders gekommen. Man kann seinen Kindern auch keine Vorschriften machen, welchen Beruf sie ergreifen sollen, man kann nur raten.«

»Mit Verlaub, Sir«, sagte Suko, »ich meine, daß ein Anwalts-Job für John auch nicht das Optimale gewesen wäre. Immer das Pendeln zwischen dem Schreibtisch und dem Gericht, nein, das ist nichts für ihn, wenn Sie mich fragen.«

»Da haben Sie recht. Er fühlt sich in seinem jetzigen Beruf glücklicher, trotz der Gefahren.«

»Das gehört dazu.«

Horace F. Sinclair nickte. »Sagen Sie das mal meiner Frau, Suko. Die wird Ihnen etwas anderes erzählen. Mein Gott, was hat sich Mary Sorgen um ihren Sohn gemacht. Jetzt ist es umgekehrt. Da müssen wir uns Sorgen um sie machen.«

»Wir schaffen es!«

»Woher nehmen Sie diesen Optimismus, Suko?«

»Sind Sie nicht auch Optimist?«

»Nein, nicht mehr.« Sinclair schüttelte den Kopf. »Ich war es – früher. Aber heute ist alles anders geworden. Meine Frau befindet sich in den Händen eines teuflischen Blutsaugers. Wir wissen nicht einmal, ob sie noch normal lebt oder als Untote umhergeistert. Dieser Zustand macht mich verrückt. Ich habe das Gefühl, bald durchzudrehen. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll und wie ich gegen meinen Zustand angehen kann. Die letzten Nächte, Suko, die sind für mich zu wahren Alpträumen geworden. An den Fingern einer Hand kann ich abzählen, wie viele Stunden ich schlafend verbracht habe.«

Der Inspektor nickte und rollte langsam auf eine Ampel zu. Zum Glück war der Wagen mit einem Schiebedach ausgerüstet. Suko hatte es geöffnet, etwas Wind blies ihnen um die Ohren.

»Glauben Sie denn, das wir es jetzt schaffen werden, Sir?«

Sinclair nickte. Er ballte dabei die rechte Hand zur Faust. »Ja, Suko, das werden wir. Es muß einfach geschafft werden. Ich glaube nicht, daß Mallmann uns eine zweite Chance gibt. Er will den Blutstein haben, er muß ihn besitzen.«

»Weshalb?«

»Um weiter existieren zu können, das ist es doch. Ich weiß, daß der

Blutstein für seine Existenz ungemein wichtig ist. Ohne ihn wird bei ihm nichts mehr gehen.«

»Möglich. Allerdings frage ich mich, Sir, warum er ihn haben muß! Wie kann er seine Existenz verlängern?«

»Das weiß ich nicht.«

»Er ist damals in Rumänien gefunden worden.«

»Stimmt.«

»Wie kam er nach Deutschland?«

Sinclair hob die Schultern. »Fragen Sie mich bitte etwas Leichteres. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Jedenfalls muß er auf geheimnisvollen Wegen in den Schwarzwald gelangt sein. Was allerdings dieser Junge damit zu tun hat, kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Suko runzelte die Stirn. »Ich muß nachdenken, Sir, obwohl ich ehrlich gestehen will, daß es wohl kaum zu einem Resultat langen wird. Der Junge ist der springende Punkt. Mittlerweile gehe ich davon aus, daß er möglicherweise keine Ahnung davon hat, was sich in seinem Besitz befindet.«

»Damit rechne ich auch.«

Sie fuhren längst wieder weiter durch die wunderschöne Schwarzwald-Landschaft. »Allerdings habe ich bei der Sache ein ungutes Gefühl, Sir.«

»Ich ebenfalls, Suko.«

»Nur meine ich das speziell. Wenn der Junge den Stein besitzt, hätte es für eine Gestalt wie Mallmann doch ein Leichtes sein müssen, an ihn heranzukommen.«

»Stimmt.«

»Dann frage ich Sie, Mr. Sinclair, weshalb hat er das nicht getan? Warum spannt er uns vor seinen Karren? Das will mir einfach nicht in den Kopf. Ich glaube nicht, daß es so einfach ist und wir nur hinzugehen brauchen, den Jungen fragen und die Antwort bekommen. Das alles müssen Sie bitte überdenken.«

»Daß es Schwierigkeiten gibt, ist mir klar, Suko. Aber davon möchte ich jetzt nicht reden. Ich kümmere mich um andere Dinge. Ich habe stets und ständig das Bild meiner Frau vor Augen. Mary in der Gewalt dieses Monsters, so etwas kann einfach nicht gutgehen. Der Vampir ist bestrebt, Blut zu bekommen und…« Die Stimme versagte dem alten Herrn. Er wischte sich über die Augen.

Suko besaß Takt genug, um jetzt nicht weiter zu fragen und tiefer bohren zu wollen.

Er hatte zuvor Erkundigungen eingezogen und wußte ungefähr, wo sich das Internat befand.

Zwischen Freiburg und Triberg lag es ziemlich einsam. Auf der Karte war die Gegend als waldreich eingezeichnet worden. Er achtete auf die Schilder am Straßenrand und war froh, daß sie sich noch immer

auf der Bundesstraße 500 befanden.

Hinter Triberg begannen die Serpentinen, zwangsläufig mußte Suko mit dem Tempo herunter und warf auch manch besorgten Blick gegen den Himmel, wo die Sonne dabei war, sich allmählich zurückzuziehen.

Auch Horace F. Sinclair hatte die Blicke bemerkt. »Ob wir es noch im Hellen schaffen?« fragte er.

»Ich glaube schon.«

»Auf der Karte sieht die Strecke kurvig aus.«

Suko seufzte. »Wenn ich ja jetzt meine Rakete hätte, dann würde ich…«

»Ebenfalls nicht schneller fahren«, sagte Sinclair trocken, »weil es der Verkehr gar nicht zuläßt.«

Das stimmte. Die Straße war um den berühmten Ort Triberg herum sehr stark befahren.

Später wurde es dann besser. Da rollten sie in Richtung Furtwangen. Von dort aus war es nicht mehr weit bis zu ihrem eigentlichen Ziel.

Nur noch die oberen Kuppen der Berge lagen im Licht der dunkler gewordenen Sonne. Ansonsten zogen bereits erste Schatten in die tiefen Täler des Schwarzwalds.

Furtwangen durchfuhren sie. Anschließend rollte der Golf wieder in die Kurven hinein.

Der ehemalige Anwalt bewegte sich unruhig auf seinem Sitz. Er wurde immer nervöser so dicht vor dem Ziel. Des öfteren schaute er auf die Karte, rückte die Brille zurecht und sprach manchmal mit sich selbst, ohne daß Suko ein Wort davon verstanden hätte.

Der Verkehr war schmal geworden. Nur selten kamen ihnen Fahrzeuge entgegen. Sie wurden auch nicht überholt. Wer immer die Strecke fuhr, hielt sich an die Regeln.

»Vordertal ist so etwas wie ein Begriff«, sagte Sinclair. »Ich meine, daß wir die Straße nicht verpassen sollten.«

»Ich gebe schon acht, Sir.« Suko paßte tatsächlich scharf auf.

Längst war auch er nicht mehr so ruhig, wie noch vor einigen Stunden. Er konnte den Grund direkt nicht nennen, es war mehr das Gefühl, das ihn warnte.

»Gleich müssen wir ab, Suko.«

Der Inspektor hatte die Einmündung bereits gesehen. Auf einer schmalen Landstraße, der Nebenstrecke, rollten sie weiter. Beide Männer rechneten damit, daß ihnen auf diesem Weg kaum noch ein Fahrzeug entgegenkommen würde. Ein Bus fuhr bestimmt auch nicht mehr, die Haltestellen sahen sehr verlassen aus.

Sie irrten sich.

Suko – er wollte eine Kurve schneiden, hörte plötzlich das Motorengeräusch.

Es drang von vorn an ihre Ohren, und Sekunden später sahen sie die

beiden Fahrzeuge.

Polizeiautos!

Mit einer blitzschnellen Bewegung des Lenkrads huschte Suko an den rechten Straßenrand, um die Wagen vorbeizulassen. Die Beamten bedachten den Golf mit keinem Blick, dafür schauten Suko und Sinclair ihnen nach. Der Inspektor hatte gestoppt.

»Denken Sie das gleiche wie ich, Suko?«

»Wahrscheinlich, Sir. Da ist etwas passiert. In dieser einsamen Gegend könnte es mit unserem Fall zusammenhängen.«

»Das meine ich auch.«

Suko wollte wieder anfahren, als er einen dritten Wagen sah. Diesmal war es kein Polizeifahrzeug, sondern ein Krankenwagen, der aus der Kurve herausfuhr.

Sehr zügig rollte er, hatte sie erreicht, passiert – und…

Sie wollten es kaum glauben. Plötzlich sprangen die beiden hinteren Türen auf.

Die Männer sahen zwei Gestalten. Eine davon in einem hellen Kittel, die unter dem Schlag einer mächtigen Faust zusammenbrach.

Derjenige, der geschlagen hatte, katapultierte sich aus dem fahrenden Krankenwagen, fiel auf die Straße, rollte sich dabei zusammen, überschlug sich einige Male und bekam noch einen Drall, der ihn auf den rechten Straßengraben zuschleuderte, in den er auch eintauchte.

Die Männer hatten erkennen können, daß der Mann verletzt sein mußte. An seinem linken Oberschenkel leuchtete ein Verband, was ihn jedoch nicht daran gehindert hatte, das Fahrzeug auf diese ungewöhnliche Art und Weise zu verlassen.

»Verflucht!« knurrte Suko und rammte den Wagenschlag auf. Er war schneller als Sinclair, der wohl auch – ebenso wie Suko – annahm, daß die Flucht des Unbekannten aus dem Wagen etwas mit ihrem Besuch zu tun hatte.

Suko hatte sich genau gemerkt, an welcher Stelle der Mann in den Graben gefallen war. Den Krankenwagen sah er nicht mehr. Der war weitergefahren und hatte sicherlich hinter der nächsten Kurve erst angehalten.

Am Straßengraben hetzte Suko entlang. Er hatte die Stelle noch nicht erreicht, als der Verletzte bereits aus dem Graben kletterte. Allerdings nicht auf der Straßenseite, entgegengesetzt, wo er eine Böschung hocheilte und sich an dem dort wachsenden Gesträuch festklammern konnte.

»Bleiben Sie stehen!« brüllte Suko.

Der andere wollte ihn nicht hören. Er floh weiter, obwohl er sein linkes Bein nicht gebrauchen konnte und es nachzog.

Mit einem Satz übersprang Suko den Graben. Nach Horace F. Sinclair

schaute er sich nicht um, der würde allein zurechtkommen, ihn interessierte nur der Flüchtling.
Den Hang hatte der Hinkende überwunden, aber Suko bewegte sich schneller und holte auf.
Mit gewaltigen Sprüngen schaffte auch er die Böschung. Der Mann lief so rasch wie möglich über eine langgestreckte Weide oder Wiese. Er sah so aus, als wollte er in den untergehenden Ball der Sonne hineinhinken.
»Stoppen Sie!« brüllte Suko.
Darum kümmerte sich der Mann nicht.
Der Inspektor hetzte weiter. Der Kerl vor ihm trug kein einziges Haar auf dem Kopf. Der kahle Schädel glänzte dabei wie ein Spiegel. Linkerhand befand sich der Wald wie ein langer, dunkler Streifen. Ungefähr hundertfünfzig Meter entfernt. Ein idealeres Versteck würde der Flüchtling kaum finden können.
Er lief auch nach links.
Das kam Suko gerade recht, so konnte er ihm den Weg abschneiden. Mit gewaltigen Schritten jagte er auf den Flüchtling zu. Einmal wandte dieser noch den Kopf.
»Hau ab!« brüllte er keuchend und hinkte weiter. Er hatte keine Chance, aber er wollte nicht aufgeben.
Kurz vor dem Waldrand holte Suko ihn ein. Das Gelände fiel dort muldenförmig ab. Bewachsen war die Senke mit Farn und Krüppelsträuchern.
Die Senke hatte der Hausmeister nicht gesehen. Plötzlich schrie er auf, knickte um und war verschwunden. Schwer wie ein dicker Fels brach er in das Unterholz ein.
Mit einem gewaltigen Sprung stieß sich Suko ab und stand plötzlich vor dem Glatzkopf, der auf dem Rücken lag. Suko streckte ihm den rechten Arm entgegen und brüllte ihn an.
»Rühr mich nicht an, sonst vernichtet dich die Hexe!«
Genau der Satz machte Suko nicht nur hellhörig, er ließ ihn auch versteifen. Wie kam dieser Glatzkopf dazu, von einer Hexe zu sprechen? Oft genug bezeichnete man Frauen leider als Hexe, in diesem Zusammenhang jedoch glaubte Suko daran, daß der Glatzkopf eine bestimmte Hexe gemeint hatte, zudem noch ein echte.
Dennoch lächelte er und tat so, als hätte er die Bemerkung nicht ernst genommen. »Gibt es hier Hexen?« Er blickte über den Mann hinweg. »Ja, hinter Ihnen befindet sich der Märchenwald. Vielleicht taucht noch Schneewittchen auf.«
Der Hausmeister keuchte. »Du solltest nicht spotten, Chinese. Mach es lieber nicht.«
»Ach ja?«
»Geh, verschwinde, laß mich allein!«

»Sie sind verletzt!«
»Klar doch.«
»Glauben Sie denn, Sie kämen weit damit?«
»Das ist meine Sache. Außerdem kenne ich mich hier aus. Ich wohne schließlich hier.«
Suko beschloß, den anderen in Sicherheit zu wiegen. »Hat dich eine Bullenkugel erwischt?«
Der Glatzkopf ruckte hoch, ließ sich aber rasch wieder fallen, weil er sein verletztes Bein zu stark belastet hatte. »Wie kommst du auf Bullenkugel?«
»Kann sein, daß ich Bullenkugeln nicht mag.«
»Ach ja?«
»Klar.«
Das Mißtrauen aus den Augen des Verletzten schwand. »Und was willst du dagegen tun?«
»Das kommt auf dich an. Ob du wirklich allein weiter willst oder dich von mir unterstützen läßt.«
»Um mich den Bullen in die…«
»Ich habe dir doch gesagt, daß ich die Bullen nicht mag. Nenn es Fügung oder Schicksal. Jedenfalls bin ich bereit, dir zu helfen. Au ßerdem sollten wir diese ungastliche Stätte so rasch wie möglich verlassen. Die Grünen werden bald hier sein und die Umgebung absuchen.«
Orth leckte über seine breiten Lippen. »Kannst du mir verraten, wo du mich hinbringen willst?«
»Nein.«
»Was soll der Scheiß dann?«
Suko beugte sich zu dem Glatzkopf herab. »Das ist genau berechnet, mein Junge. Wenn du dich angeblich auskennst, wäre es doch leicht, daß ich dich in ein Versteck schaffe.«
Orth zögerte mit der Antwort. »Keine üble Idee. Wirklich gut, Chinese.«
»Ich heiße Suko.« Der Inspektor hoffte, daß dem Kerl sein Name noch nicht bekannt war.
»Ja, gut, den kann man behalten.«
»Genau. Deinen auch?«
»Sag Orth zu mir.«
»Einfach so?«
»Ja.«
»Gut, Partner, dann wollen wir mal.« Suko bückte sich noch tiefer, hörte aber, wie Orth aufschrie: »Gib acht, verdammt, mein Bein!«
»Keine Sorge, ich bin Fachmann.« Suko hatte nicht gelogen. Er hievte Orth vorsichtig vom Boden hoch, legte dessen rechten Arm um seine Schulter und unterstützte ihn so, daß der Mann mit dem linken Bein

kaum auftreten konnte.

»Das wird ein ganz schöner Mist werden, wenn du mich durch den verdammten Wald schleppst!« keuchte der Glatzkopf.

»Wenn du einen besseren Weg kennst.«

»Nein, nicht. Geh schon.«

»Und wohin?«

»Erst mal weg hier. Geradeaus.«

»Wie du willst.«

Es wurde ein verflixt beschwerlicher Weg. Hinzu kam noch die Angst vor den Häschern. Hin und wieder befürchtete Orth auch, daß Suko einen Bogen schlagen wollte, um ihn letztendlich doch bei den Bullen abzuliefern.

»Red keinen Mist!« Suko schleppte den Mann weiter, sorgte sich aber gleichzeitig um Horace F. Sinclair, den er allein im Wagen zurückgelassen hatte.

Ihnen kam die Dämmerung entgegen. Sie erfaßte besonders den Wald, zwischen dessen Baumstämmen es allmählich dunkel wurde.

Die Schatten überwogen, und Orth kannte sich wirklich gut aus.

Suko hätte die schmalen Pfade nie gefunden.

Zweimal hörten sie Stimmen. Einmal blitzte sogar eine Taschenlampe auf. Die Polizisten suchten also doch.

Vor einem Hang blieben sie stehen. Orth deutete mit der Rechten hinauf und meinte den dichten Gürtel von Sträuchern, die dort ihren Platz gefunden hatten.

»Da ist ein Versteck!« keuchte er.

»Wo?«

»Kletter hoch und räum die Sträucher zur Seite. Dann findest du die Höhle. Es ist mehr ein Tunnel, der in den Hang hineingegraben wurde. Der stammt noch vom letzten Krieg. Das Ding ist auch lang und breit genug. Wir haben beide Platz.«

»Na ja, mal sehen.« Suko ackerte sich den Hang hoch. Er knickte Zweige zur Seite und sah tatsächlich das Loch, das sogar mit Holz von innen verschalt worden war.

»Da haben sich Leute vor den verdammten Schergen dieses Idioten Hitler versteckt!« rief Orth.

Suko nickte. »Soll ich Sie holen?«

»Nein, ich packe es selbst.«

Orth kroch den Hang hoch wie ein Rekrut. Nichts konnte ihn aufhalten, obwohl er keuchte wie eine alte Dampflok. Aber er schaffte es. Suko schob ihn als ersten in die Höhle, er folgte Sekunden später und sah, wie die Zweige wieder zurückschlugen.

»Jetzt sind wir sicher!«

Orths Gesicht wirkte im Dunkeln verschwommen. Suko sprach ihn an. »Du kennst dich gut aus, nicht?«

»Klar, ich lebe hier.«
»Wovon?«
»Rate mal.«
»Keine Ahnung.«
Orth kicherte. »Ich bin Hausmeister an einer Schule, verstehst du? Mädchen für alles – da.«
Der Inspektor gehörte zu den Leuten, die sich ausgezeichnet in der Gewalt hatten. Nach dieser Aussage jedoch hätte er fast aufgelacht.
Hausmeister, Schule, das konnte nur dieses Internat sein, dem sie einen Besuch hatten abstatten wollen.
Statt dessen tat Suko relativ uninteressiert und sagte: »Klar, die Leute muß es auch geben.«
»Sicher, der Job ist gut. Besonders in den Ferien.«
»Wo ist die Schule denn? In Freiburg?«
»Woher? Ganz in der Nähe. Ein Internat.« Orth stöhnte auf, weil er sein Bein zu heftig bewegt hatte. »Scheiße, das brennt wie Feuer. Dieser verfluchte Bulle.«
»Wo hat er dich denn erwischt?«
»Im Internat. Das war auch ein Fremder, so wie du.«
»Chinese?«
»Nee, Engländer.« Der Hausmeister begann zu lachen. »Fast hätte ich ihn noch erwischt. Er hat Glück gehabt.«
»Und wo ist er jetzt?«
»Keine Ahnung.«
»Was wollte der denn in einer leeren Schule?«
»Ein Schüler war noch da. Mit ihm mußte er reden. Den Grund kenne ich auch nicht.«
Suko wußte sofort, daß Orth log, stellte im Moment jedoch keine weiteren Fragen, da beide Schritte und Stimmen hörten. Die Polizisten durchkämmten tatsächlich den Wald und gingen auch an der Stelle vorbei, an der Suko und Orth den Hang hochgeklettert waren.
Der Hausmeister war fahrig geworden. Eine Hand hielt er zur Faust geballt, die andere ausgestreckt, als wollte er unsichtbare Gegner abwehren.
Die brauchte er nicht zu vertreiben. Die Polizisten gingen vorbei und entdeckten nicht einmal Spuren, obwohl sie mit den eingeschalteten Taschenlampen den Hang hochleuchteten.
»Los, ihr Bullen, haut ab!« flüsterte Orth scharf und sah, daß Suko einen Finger auf die Lippen legte.
Sie gingen tatsächlich weiter. Drehten dabei einen Bogen und liefen den gleichen Weg wieder zurück, den sie gekommen waren.
Der Hausmeister lachte leise auf. »Endlich haben wir sie geleimt!« flüsterte er.
»Und weiter?«

»Kannst du noch?«
»Was soll ich können?«
Orth grinste. »Mich schleppen.«
Suko hob die Schultern. »Du hast doch gesagt, daß die Schule in der Nähe liegt…«
»Vergiß die Schule, Mann. Denkst du, ich renne in mein eigenes Unheil? Nein, wir werden woanders hingehen.«
Suko runzelte die Stirn. »Weißt du noch mehr Verstecke? Oder hast du Ausweichquartiere?«
»Klar doch.«
»Und wo?«
»Erst will ich wissen«, Orth stützte sich auf die Ellenbogen, »was dich eigentlich hergetrieben hat?«
»Geschäfte.«
»Ach so. Und welche?«
»Ich muß etwas abholen, mehr nicht.«
»Stoff?« flüsterte Orth.
»Möglich.«
Der Hausmeister winkte ab. »Spielt auch keine Rolle. Hauptsache, du bist kein krummer Hund.«
Wenn du wüßtest, dachte Suko, hütete sich allerdings, auch nur ein Wort verlauten zu lassen. »Wo wollen oder sollen wir jetzt hin?«
Der Hausmeister hob die Schultern und peilte durch eine Lücke im Gebüsch. »Das ist eigentlich einfach und auch nicht mal so weit. Doch mit meinem Bein wird es schwierig.« Sein Gesicht verzerrte sich. »Wenn ich den Bullen zwischen die Finger bekomme, werde ich ihn zerquetschen. Das kann ich dir versprechen.«
Suko wiegte ab. »Keine Panik, Orth. Ich habe einen Wagen, da kommen wir besser mit weg.«
»Wart ihr nicht zu zweit? Ich meine, ich hätte so etwas gesehen.«
»Stimmt.«
»Und du glaubst, daß dein Kumpel wartet?«
»Ja.«
»Die Bullen werden ihn kassiert haben, Junge. Das mußt du mir glauben.«
»Weshalb sollten sie?«
Auf diese Frage wußte Orth keine Antwort. Ihm blieb nichts anderes übrig als klein beizugeben. »Gut, ich bin gezwungen, mich auf dich zu verlassen. Wir könnten zum Schloß fahren. Mit dem Wagen ist es ein Katzensprung.«
»Machen wir, Orth. Da wohnt auch die Hexe, wenn ich mich nicht irre?«
Orth blieb steif hocken. Er streckte den Kopf vor und auch die Unterlippe, wobei er ein pfeifendes Atemgeräusch ausstieß. »Was, zum

Henker, weißt du von der Hexe, Chinese?«
Suko gab sich gelassen. »Du selbst hast davon gesprochen, Orth. Tut mir leid.«
»Habe ich das?«
»Woher sollte ich es sonst wissen? Ich kenne mich hier nicht aus. Du hast mir, als ich dich fand, mit der Hexe gedroht und mir geraten, zu verschwinden.«
Orth schaute zu Boden, als er leise lachte. »Tatsächlich, jetzt erinnere ich mich. Toll, dein Gedächtnis, wirklich.«
Suko gab sich bescheiden. »Die Antwort war so gravierend gewesen, daß man sie einfach nicht vergißt. Man hat mich schon oft bedroht, aber nicht mit einer Hexe.«
»Ja…«, murmelte Orth, »ja …« Er schüttelte den Kopf und winkte Suko mit dem Zeigefinger zu sich heran. »Mal eine andere Frage. Glaubst du an Hexen?«
»Wie meinst du das?«
»Ob du daran glaubst?«
»Natürlich. Ich hatte mal einen Partner, der war mit einer Braut zusammen, die war schlimmer als eine Hexe.«
Der Hausmeister winkte hastig ab. »So habe ich das nicht gemeint, Suko. Ich dachte eher an die echten Hexen. Glaubst du, daß es echte Hexen gibt?«
Suko zog seine Antwort ins Lächerliche. »Also welche, die auf einem Besen reiten? Die durch die Luft jagen und lachen, krächzen und nach dem Teufel schreien?«
»Nein, so nicht. Aber ähnlich!« flüsterte Orth. »Ich will dir etwas sagen.« Er dämpfte seine Stimme. »Es gibt die Hexe, von der ich gesprochen habe. Sie ist eine Frau, die hexen kann. Ja, sie besitzt Hexenkräfte. Du wirst es kaum glauben, doch es stimmt. Warte ab, Suko, bis du sie siehst. Das haut dich einfach um. Einfach so, mein Junge.«
Der Inspektor lächelte. »Ehrlich gesagt, ich weiß nicht so recht, ob ich dir da folgen soll.«
»Kannst du ruhig, kannst du, mein Junge. Wenn ich dich zu dem Schloß bringe, wirst du eine echte Hexe sehen. Ein Weib wie ein Vulkan, Chinese – aber…«, er rückte näher an Suko heran, so daß dieser seinen schlechten Atem riechen konnte, »sie ist schon über zweihundert Jahre alt, diese Hexe.«
»Eine Mumie?« lachte Suko.
»Quatsch. Ein irres Weib, wenn sie nur will.«
»Wie heißt sie denn?«
»Gina.«
»Klingt nicht schlecht«, meinte Suko.
»Die ist auch gut«, flüsterte Orth. »Die kann Dinge, von denen du

bisher nicht einmal geträumt hast.«

Suko nickte. »All right, wenn sie so gut ist, dann laß uns aufbrechen. Ich bringe dich hin und verschwinde dann wieder. Ach so, noch etwas. Mein Partner ist schon etwas älter und auch Engländer. Nicht daß du durchdrehst, weil der Typ, der dir eine Kugel verpaßt hat, auch Engländer gewesen ist.«

»Scheiße!«

»Moment, ich vergaß. Mein Kumpel ist Schotte. Oder hast du auch etwas gegen sie?«

»Ob Engländer oder Schotte, ich…«

»Quatsch keine Opern, komm.« Suko wollte die Diskussion nicht noch länger hinauszögern. Er schaute zunächst einmal nach, ob die Luft rein war.

Sie war es.

Suko hörte weder Stimmen noch Schritte, als er den Kopf ins Freie streckte, die Sonne war längst verschwunden und hatte der Dämmerung Platz geschaffen. Der Inspektor hoffte stark, daß Horace F. Sinclair nicht verschwunden war.

»Alles klar?« flüsterte Orth.

»Wir können!«

***

Auch für den kräftigen Suko wurde es zu einer Tour der Leiden, als er Orth den Weg wieder zurückschleppte. Die Wunde hatte sich verschlimmert, Orth konnte nicht mehr auftreten. Sie pochte und hämmerte, war heiß geworden, und es gab Wege, über die Suko den Hausmeister tragen mußte.

Dank seiner guten Kondition schaffte er auch dies. Orth hing des öfteren auf seinem Rücken und flüsterte ihm Worte der Rache ins Ohr. John Sinclair war schon jetzt so gut wie tot, das hatte er dem Geisterjäger versprochen.

Sie brauchten für den Weg ziemlich lange, aber sie schafften es, die schmale Straße zu erreichen. Allerdings nicht an der Stelle, wo der Wagen stand.

Suko legte den Verletzten auf die Böschung und bedeutete ihm zu warten.

»Wo willst du hin?« keuchte Orth.

»Ich hole meinen Partner.«

»Wenn du mich hier verrecken lassen willst, dann…«

»Keine Sorge. Am liebsten würde ich dich zu einem Arzt bringen.«

»Quatsch, der kann mir nicht helfen. Ich will zu Gina. Die wird meine Verletzung behandeln. Sie kennt sich aus in der Kräuterkunde, keine Sorge.«

»Wie du meinst. Bis gleich.« Suko rutschte die Böschung hinab und

ging am Straßenrand weiter.
Über ihm lag ein dunkler Himmel. Sterne leuchteten in einer wahren Pracht. Auch der Mond zeigte sich. Eine dicke, halbe Scheibe, wie eine aufgeblähte Gondel.
Suko bewegte sich im Dauerlauf, die Kondition besaß er noch immer. Er mußte um eine Kurve und sah tatsächlich den Wagen. Die Innenbeleuchtung brannte, weil Horace F. Sinclair die Tür nicht geschlossen hatte. Sukos Schritte waren bis zu ihm gedrungen. Er lief dem Inspektor entgegen und erkannte ihn.
»Endlich, Suko. Verflixt, ich dachte schon, Sie kämen überhaupt nicht mehr wieder.«
»Ich habe Orth.«
»Wer ist das?«
»Sir, hören Sie jetzt genau zu. Wir sind auf der richtigen Spur. Orth wird uns führen.«
In den folgenden Minuten redete Suko schnell und flüsternd. Horace F. Sinclair unterbrach ihn mit keinem Wort. Hin und wieder nickte er oder räusperte sich.
»Das war alles, Sir.«
»Wie sieht Ihr Vorschlag aus?«
»Zunächst müßten wir uns duzen.«
»Das ist kein Problem, wir sind schließlich Gangster.« Sinclair schüttelte den Kopf. »Das habe ich auch noch nicht erlebt.«
»Wichtig ist, daß wir das Schloß erreichen. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir dort auf John treffen.«
»Wäre das wirklich gut?«
»Wie meinen Sie das, Sir?«
»Ich denke nur an Mallmanns Drohung. Er will keine anderen Götter neben sich haben.«
Suko nickte. »Natürlich, ich verstehe. Aber nach Mallmann habe ich Orth nicht gefragt.«
»Kennt er den Blutstein?«
»Weiß ich nicht.«
Sinclair nickte. »Dann müssen wir uns eben an die Hexe halten. Es nutzt alles nichts.«
»Leider, Sir.«
»Wollen Sie wieder fahren?«
»Ja, nur wird es für den Verletzten etwas eng werden«, murmelte der Inspektor.
»Was wollen Sie machen, Suko. Ihn auf das Dach legen?«
»Nein, Sir.«
Beim Einsteigen streckte Sinclair dem Inspektor einen Finger entgegen. »Ab jetzt Horace.«
»Geht klar.«

Wenig später startete Suko den Golf.

Die Scheinwerfer rissen die Finsternis auf. Bleich huschte der Teppich über den grauen Asphalt der Fahrbahn. Suko fuhr langsam und hörte zu, was Sinclair ihm zu sagen hatte. Die Beamten waren wieder abgezogen, weil sie in der Dunkelheit nicht weitersuchen wollten. Am nächsten Tag würden sie das Gelände noch einmal durchkämmen und auch die einsam stehenden Höfe besuchen, um dort Erkundigungen einzuziehen.

»Dann kann schon alles vorbei sein«, sagte Suko.

»Das hoffe ich auch.«

Der Inspektor hatte den Wagen in die Kurve gelenkt. Rechts, jenseits des Straßengrabens wuchs die Böschung wie ein langer, nie abreißender Schatten hoch. Eine schräge, dunkle Mauer, die die Straße begleitete. Auf dieser Schräge bewegte sich etwas. Orth lag noch im Gras. Er hatte den Wagen gesehen und winkte.

»Da ist er«, sagte Suko.

»Der Kerl ist gewalttätig – oder?«

Suko stoppte. »Er scheint mir unter dem Einfluß dieser Gina zu stehen. Jedenfalls vertraut er ihr voll. Wir werden sehen, wie er mit ihr auskommt.«

Der Hausmeister wurde von Suko zum Wagen gebracht. Mißtrauisch schaute er Sinclair an. »Ist das dein Kumpel?«

»Ja.«

»Der gehört schon fast ins Altersheim.«

»Hör zu, du komischer Glatzkopf«, erwiderte Sinclair, »wenn du nicht alt werden willst, mußt du dich jung aufhängen oder beim nächstenmal einer Kugel deinen Totenschädel hinhalten.«

Orth lachte. »Du bist ganz schön frech, Alter.«

»Nur so kommt man durchs Leben. Merk dir das.«

»Mal sehen.«

Auch Suko hatte über Sinclairs Bemerkungen grinsen müssen. So kannte er den ehemaligen Anwalt gar nicht. Jedenfalls hatte er sich gut angepaßt.

Orth stöhnte einige Male, bis er sich in den schmalen Fond geklemmt hatte. »Ich frage mich noch immer, weshalb ihr das für mich tut. Ja, das frage ich dich.«

Suko gab die Antwort. »Vielleicht können wir die Bullen ebenso wenig leiden wie du.«

»Das wäre gut.«

»Wie geht es weiter?«

»Ich erkläre euch den Weg. Fahr erst mal geradeaus, dann sage ich schon Bescheid.«

»Die Hexe«, wollte Sinclair wissen, »ist sie wirklich so toll, wie du sie meinem Partner beschrieben hast?«

Orth gönnte sich ein Lachen. »Die ist noch toller als toll, das kann ich dir versprechen.«

Sinclair lachte. »Ehrlich gesagt, ich wollte schon immer mal eine Hexe kennenlernen.«

Orth kicherte. »Und besonders eine, die eigentlich schon mehr als zweihundert Jahre tot ist…«

***

Vor meinen Augen drehte sich die Waffe während des Flugs um die eigene Achse, als müßte sie sich erst jetzt entscheiden, mit welcher Seite sie mich durchbohren wollte. Ich hörte den Schrei des Jungen, das Lachen der Hexe nach dem Todesversprechen, ich kam nicht weg, aber ein anderer Gegenstand reagierte und setzte seine Kraft dagegen.

Es war mein Kreuz!

Die Waffe veränderte sich zu einem hellen Strahl, der hautnah an meinem Gesicht vorbei in die Höhe strich und mit einem dumpfen Geräusch in die Decke schlug.

Erst dieser Aufprall sorgte für ein Erwachen aus der Erstarrung.

Ich sah noch das Nachleuchten des Kreuzes und besonders dort, wo in der Mitte wieder die alten Zeichen zu sehen waren, die Symbole der Sterne, des Schicksals, der Ewigkeit.

Diese Magie hatte die Waffe abgelenkt. Ich hätte eigentlich handeln und mich auf die Hexe stürzen müssen, ich konnte es nicht, da ich über die Rettung meines Lebens nachdenken mußte. Es war phantastisch gewesen und gleichzeitig unwahrscheinlich. Noch vor einigen Wochen, als die Zeichen sich nicht auf dem Kreuz gezeigt hatten, wäre alles anders gewesen, so aber besaß die Hölle keine Macht mehr über mein Kreuz.

Erst allmählich kam ich zu mir. Wie aus einem Traum erwachte ich, legte den Kopf zurück und schaute dorthin, wo die Waffe in der Decke steckte. Sie hatte sich mit unheimlicher Wucht in einen der dort verlaufenden Holzbalken gebohrt, hing nach unten, wobei die Schwertspitze über meinem Kopf pendelte.

Ich sprang in die Höhe und streckte den rechten Arm aus und bekam den Griff zu fassen. Mit einem Ruck zog ich die Waffe wieder aus dem Balken.

Da berührte mich eine Hand.

Ich fuhr herum.

Dennis hatte mich angefaßt. In seinen Augen entdeckte ich einen für mich nicht deutbaren Ausdruck. »Du willst sie töten, John, nicht wahr? Du willst sie töten.«

»Nein, nicht unbedingt.«

»Doch, du hast das Schwert.«

»Das stimmt, aber…«

»Ich lasse es nicht zu, daß du sie tötest. Ich kann es nicht zulassen. Sie ist meine Mutter!«

»Nein, Dennis, das ist sie nicht!«

»Doch, doch! Du hast es selbst gehört. Ich habe immer nach meiner Mutter gesucht. Sie ist es. Sie ist die wahre Mutter. Ich habe sie schon in meinen Träumen gesehen. Du darfst es nicht tun. Ich brauche sie. Ich werde sie beschützen.«

»Bitte, Dennis!«

»Hast du denn keine Mutter?« keuchte er mich an. »Ist deine schon tot, John?«

Ohne sich darüber bewußt zu werden, hatte er ein heikles Thema angeschnitten. Für einen Moment verlor ich die Farbe im Gesicht.

»Nein, Dennis, sie ist nicht tot.«

»Was würdest du sagen, wenn jemand deine Mutter töten will. Würdest du ihr nicht beistehen?«

»Schon. Ich würde um die halbe Welt reisen, um dies zu tun. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Dann mußt du mich verstehen.«

»Das tue ich auch. Nur laß dir eines gesagt sein, Dennis: Meine Mutter schwebt in Lebensgefahr. Um sie zu retten, muß ich mit dieser Hexe reden. Ihr Leben hängt unter anderem von Gina ab.«

Dennis schüttelte den Kopf. »Nein, John, das… das kann ich dir nicht glauben.«

»Es stimmt aber.«

»Du hast vorher nie mit mir darüber gesprochen.«

»Da habe ich es nicht für wichtig gehalten. Jetzt kennst du die Wahrheit. Ich werde mit Gina reden.«

»Und sie wird dir helfen?«

»Das weiß ich eben noch nicht.«

»Soll ich mit ihr sprechen? Ich bin ihr Sohn. Mich wird sie verstehen, wenn ich ihr das Problem erkläre.«

»Vielleicht.«

Ich schaute auf die Waffe in meiner rechten Hand. Sie war wirklich außergewöhnlich. So ein Mittelding zwischen Lanze und Schwert hatte ich noch nie in meinem Leben zu Gesicht bekommen.

Wo Gina steckte, wußte ich nicht. Es war ihr jedenfalls gelungen, das Zimmer zu verlassen. Ich suchte noch die Ecken ab, konnte sie nicht entdecken.

Dafür sah ich den Jungen. Er stand an der offenen Tür, die Schultern nach vorn gebeugt. Die Arme hingen wie ruhende Pendel zu beiden Seiten des Körpers herab.

»Weißt du, wo sie ist?« fragte ich beim Näherkommen.

Er schüttelte den Kopf.

Ich schob ihn zur Seite und trat hinaus in den Flur. »Gina!« rief ich

laut. »Gina, ich muß mit dir sprechen. Los, zeig dich!«

Zeig dich… zeig dich …

Meine letzten Worte rollten als Echo durch das alte Schloß. Eine Antwort bekam ich nicht.

Dennis war mir nachgekommen. »Du hast sie vertrieben«, sagte er leise. »Ja, du hast sie vertrieben. Du bist es schuld wenn du deine Mutter nicht findest, John.«

»Vergiß nicht, daß sie mich hat töten wollen, Junge. Die Waffe hätte mich durchbohrt.«

»Jetzt willst du dich rächen, wie?«

»Ich will mit ihr reden, das ist alles.«

Während meiner Worte ging ich durch den Schloßgang. Es war still geworden. Der Blutgeruch hing zwischen den Wänden. Ich saugte ihn mit jedem Atemzug auf und schmeckte ihn auf der Zunge. Gina war eine Mörderin. Sie hatte das Blut der Menschen benutzt, um den verdammten Stein aufzufüllen. Ihn genau brauchte ich. Für mich stand ferner fest, daß sie ihn mir freiwillig nicht geben würde, denn er garantierte ihr Leben. Das meiner Mutter war mir wichtiger.

Neben einer alten Rüstung blieb ich stehen. Zwischen ihr und der Wand schimmerten helle Spinnweben. Dennis war mir gefolgt und stand an meiner linken Seite.

»Gina ist nicht mehr da. Sie hat das Schloß verlassen. Du hast sie vertrieben.«

»Das glaube ich nicht.«

»Dann hätte sie sich gezeigt.«

»Vielleicht hat sie Angst.« Ich wechselte das Thema. »Du aber bist davon überzeugt, daß sie deine Mutter ist.«

»Ja, meine echte.«

»Du hast dich immer an sie erinnert, wenn sie dir deine Träume schickte, nicht wahr?«

»So ist es.«

Im Dunkeln konnte ich sein Gesicht nicht genau erkennen, nur das Glänzen des Schweißes auf seiner Haut. »Wenn die Träume sehr intensiv gewesen sind, Dennis, dann müßtest du das Schloß hier kennen.«

Er schüttelte den Kopf. »Das nicht. Wir… wir haben immer in einer Hütte gelebt.«

»Wo stand die?«

»Am Waldrand.«

»Kannst du mich hinführen?«

Er hob die Schultern. »Das weiß ich nicht, ob ich das kann. Nein, das weiß ich nicht.«

»Mir geht es um den Blutstein. Wahrscheinlich finde ich ihn hier im Schloß nicht.«

»Das ist möglich.«
»Sie muß ihn schon immer gehabt haben, Dennis.«
Dennis Höller besaß einen wachen Verstand. »Du meinst, John, daß er sich außerhalb des Schlosses befindet.«
»Ja, so sehe ich das.«
»Aber wo?«
»Könnte es nicht sein, mein Junge, daß du dich daran erinnerst, wenn du genau nachdenkst?«
»Niemals!«
Die Antwort war mir zu spontan gekommen, um ehrlich zu sein.
»Du willst nicht, Dennis.«
»Nein, ich kann mich nicht erinnern.« Er schüttelte den Kopf.
»Nicht an diese Dinge!«
»Doch, Dennis, doch!«
»Nein, niemals!« schrie er. »Daran kann ich mich nicht erinnern. Laß mich in Ruhe!« fauchte er mich an. »Laß mich in Ruhe!« Dennis war zwar der gleiche Junge geblieben, für meinen Geschmack aber schien er von einem unseligen Geist befallen zu sein. Sollte es seine »Mutter« geschafft haben, eine innerliche Kontrolle über ihn zu bekommen?
Seine Haltung deutete darauf hin. Er war zurückgewichen, stand vor mir wie ein sprungbereiter Panther. In seinen Augen sah ich das kalte Funkeln. War es sein Blick oder schon der von Gina?
»Red schon, Junge!«
Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nichts, ich kenne das Versteck nicht. Ich will es auch nicht kennen. Ich…«
Da griff ich zu.
Er wollte sich noch zur Seite wegducken, aber meine Hand war schneller. Wie ein Schraubstock griffen die Finger zu, als sie sich in seine Schulter bohrten.
Dennis schrie nicht, er trat nach mir und erwischte mein Schienbein. Das tat verdammt weh, doch ich ließ mir nichts anmerken und verbiß den Schmerz.
»Wo befindet sich der Stein?«
»Du willst meine Mutter töten, du…«
Da hörte ich das grelle Lachen. Hinter mir klang es auf. Ich ließ Dennis los und fuhr herum.
Leer war der Gang. Mit einem Sprung rettete ich mich bis an die Wand und holte meine Bleistiftleuchte hervor. Der Strahl schnitt die Finsternis auf, ich sah den aufgewirbelten Staub als kleine Wolken durch den hellen Speer wallen, doch die Person, die gelacht hatte, sah ich nicht.
Und doch mußte sie da sein!
»Gina!« schrie ich in den Gang. »Verdammt noch mal, zeig dich Gina! Ich muß mit dir reden.«

»Dann tu es…«
Es waren seicht flüsternd gesprochene Worte, die mein Ohr erreichten, nur sah ich die verdammte Sprecherin nicht. Allerdings waren sie jetzt hinter mir aufgeklungen.
Noch im Kontakt mit der Wand bleibend drehte ich mich um.
Da sah ich sie.
Nein ich sah ihren Kopf. Dennis hielt den schwarzen Schädel zwischen seinen Händen wie ein kostbares Juwel…

***

Der Anblick ging mir durch und durch. Ein Bild des Grauens, das auf meinem Rücken einen dicken Schauer hinterließ. Etwas versetzt und oberhalb des verbrannten Hexenschädels sah ich Dennis' Gesicht. Eigentlich hätte ein Ausdruck der Angst, des Ekels oder Willens darin zu sehen sein müssen.
Davon war nicht die Spur zu entdecken.
Der Junge sah beinahe glücklich aus, weil er einen direkten Kontakt zu seiner Mutter gefunden hatte.
Und der Kopf lebte. Dennis hielt ihn fest. Es kam mir vor, als hätte er seine Fingerspitzen in die verkohlte Masse hineingeschoben. Irgendwo mußte der Schädel auch weich sein.
Leben sah ich in den Augen. Rot und weiß, wobei sich beide Farben vermischten und einen rosaroten Ausdruck bekommen hatten.
Ein unnatürlicher und gleichzeitig sehr böser Blick, der mir verdammt tief unter die Haut ging.
Ich hielt noch immer die Waffe der Hexe fest und überlegte, ob ich sie schleudern sollte.
Ich tat jedoch das Gegenteil von dem und ließ sie aus meiner Hand rutschen.
Mit einem polternden Geräusch fiel sie zu Boden. In das Echo hinein fragte ich: »Reicht das?«
»Was bezweckst du damit?«
»Ich will euch zeigen, Gina, daß ich nicht vorhabe, dich zu töten. Mehr nicht.«
»Du lügst.« Sie redete mit ihrer normalen Stimme, der verbrannte Mund bewegte sich dabei kaum.
»Meinst du wirklich?«
»Ja, du bist…«
»Ich hätte dich längst töten können, Hexe, denn ich bin mächtiger als du!«
»Das haben die Hexenjäger damals auch behauptet. Sie schafften es nicht, obwohl sie mich köpften.«
»Es waren andere Zeiten. Auch heute gibt es den Teufel noch. Nur kennen wir Waffen, mit denen wir ihm uns entgegenstellen können.

Das darfst du nicht vergessen.«
»Dein Kreuz?«
»Ja.«
»Dann setz es gegen mich ein.«
»Nein, ich habe dir gesagt, daß ich dich nicht töten will. Ich möchte etwas von dir haben.«
Die verbrannten, schwarzen Lippen öffneten sich. Ein kaltes Lachen klang mir entgegen. »Ich weiß, es ist der Blutstein, den du besitzen willst. Das habe ich gehört.«
»Stimmt genau. Ich möchte ihn haben, um jemand zu retten. Es ist meine Mutter.«
»Und meine würde vergehen!« schrie Dennis.
»Das weiß ich nicht.« Ich wandte mich direkt an die Hexe. »Kannst du nicht auch ohne den Blutstein existieren?«
»Er ist mein Schutz. Er sichert mich ab.«
»Hat er dich damals auch abgesichert?«
»Nein oder ja. Er ist wieder da, Sinclair. Ich habe mich wieder an ihn erinnert. Es ist für die Schwarze Magie sehr, sehr wichtig. Hast du gehört, wichtig!«
»Für mich auch.«
»Der Stein kann aufgefüllt werden. Er konserviert das Blut. Schon der Teufel sagte, daß es nichts Kostbareres gibt als menschliches Blut. In ihm befindet sich alles, was uns Kraft gibt. Es ist das Wasser des Lebens. Durch das Menschenblut existieren wir.«
»Ist der Stein mit Menschenblut gefüllt?«
»Ja, das ist er. Er bekommt immer mehr Nachschub, denn er ist unersättlich, wenn du verstehst.«
Meine nächsten Worte sollten sie warnen. »Kannst du dir vorstellen, daß es gefährlich ist, ihn zu besitzen oder zu wissen, wo er sich befindet?«
»Du wirst ihn nicht bekommen.«
»Ich nicht oder vielleicht nicht. Nur bin ich nicht der einzige, der ihn haben will. Es gibt noch einen anderen, der den Stein unbedingt braucht, Gina.«
Da hatte ich sie überrascht. »Wie meinst du das denn, ein anderer. Wer sollte noch von ihm wissen?«
»Ich kenne einen Vampir, der ihn braucht.«
»Na und?«
»Er sucht ihn.«
»Soll er doch. Ich werde ihm nicht sagen, wo er ihn findet. Darauf kannst du dich verlassen. Der Blutstein ist meine Versicherung. Wenn ich ihn auffülle, bleibe ich am Leben, und Opfer, denen ich das Blut entnehmen kann, bekomme ich genug.«
»Ich las die Anzeige.«

Der schwarzverbrannte Schädel gab ein Lachen von sich. »Gut, nicht wahr? Du glaubst gar nicht, wie oft ich Besuch bekomme. Die Menschen heute werden mit sich selbst nicht mehr fertig. Sie wollen einfach Ratschläge hören. Das ist es, was mich beschäftigt. Ich habe mich der heutigen Zeit angepaßt. Die Klienten kommen zu mir und glauben, daß ich sie von ihren Problemen befreien kann. Das ist natürlich Quatsch. Wenn man die richtigen Worte findet, glauben sie alles.«

»Und du nimmst ihr Blut!«

»Nicht von jedem, doch wenn ich das Rufen des Steines spüre und gleichzeitig merke, wie es in mir drängt, dann suche ich mir wieder einen aus.«

»Wie den Mann, der dort hängt.«

»Ja, er war reif. Er lebte hier allein, war Ausländer. Er hieß Carlos. Niemand wird ihm eine Träne nachweinen. Meine Waffe hat es geschafft.«

Ich schaute auf die Mischung aus Schwert und Lanze. Das also war ihre Mordwaffe.

»Ja, damit tötete ich ihn.«

»Nur mich hast du nicht geschafft.«

»Nein, die Macht deines Kreuzes ist zu groß. Sie hat das Lanzenschwert abgeleitet. Nimm das als günstiges Zeichen, als einen Wink des Schicksals hin. Mehr kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Nimm es hin und verlasse diesen Ort.«

»Das werde ich.«

»Noch einmal kommst du nicht davon.«

»Irrtum, Gina. Ich werde ihn nur verlassen, um mir den Blutstein zu holen.«

Der Kopf bewegte sich zwischen Dennis' Händen ruckartig, als die Hexe lachte. »Du bist doch ein Narr, Mensch, ein riesengroßer Narr. Niemals werde ich dir sagen, wo du ihn finden kannst.«

»Das glaube ich dir sogar.«

»Dann geh endlich.«

»Nein, Gina, du wirst es mir nicht sagen, bestimmt nicht.« Ich täuschte sie, indem ich die Schulter anhob, im nächsten Augenblick aber so schnell zugriff, daß Dennis nicht mehr zurückweichen konnte. Plötzlich hatte ich ihm den Hexenschädel entrissen. Meine linke Hand wühlte sich in das graue, sperrige Haar. Aus dem Maul der Hexe drang ein wütendes Schreien, das verstummte, als ich das Kreuz dicht vor das Gesicht brachte. Nur noch eine Fingerlänge, und es war um sie geschehen.

Die Schreie verstummten.

»Ganz ruhig!« flüsterte ich Gina zu. »Du hast gesehen, zu was das Kreuz fähig ist. Auch Dennis weiß es, nicht wahr mein Junge?«

Er nickte, reden konnte er nicht.

»Willst du, daß deine Mutter noch weiterexistiert?«

»Ja…«

»Dann sprich, Junge. Du wirst mir sagen, wo ich den, Blutstein finden kann. Versuch, dich zu erinnern, aber leg mich nicht rein! Es würde Gina nicht bekommen.«

Mit Gina meinte ich in diesem speziellen Fall den Kopf, den ich in der ausgestreckten Linken hielt, während ich mit der Rechten das Kreuz umklammerte.

Daß ich den Jungen durch eine Hölle schickte, war mir klar. Es tat mir auch leid, nur konnte ich beim besten Willen nicht mehr zurückweichen. Es stand einfach zuviel auf dem Spiel. Es ging um das Leben meiner Mutter, auch darum, daß Gina nicht weitermordete, natürlich um den Blutstein und letztendlich um die große Gefahr einer weltumspannenden Vampirseuche, die Will Mallmann eingeläutet hatte.

Dennis Höller war hin- und hergerissen. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er tun sollte. Einige Schritte war er zur Seite gegangen und stand neben der offenen Tür im schwachen Licht. Sein Blick zuckte zwischen dem verbrannten Kopf und mir hin und her.

»Bleib nur ruhig, Dennis!« flüsterte ich. »Das hier ist allein meine Sache.«

Der Junge keuchte. Sein Gesicht verzerrte sich. In ihm spiegelte sich der Widerstreit seiner Gefühle. Er wußte nicht, auf welche Seite er sich stellen sollte.

Da war einmal seine Mutter, aber ein Monstrum. Alpträume hatten ihn eingeholt und waren zur Realität geworden. Auf der anderen Seite stand ich, mußte den Blutstein bekommen, um das Leben meiner Mutter zu retten.

Konnte ich deswegen aber ein anderes in die Waagschale werfen?

Wenn ich Dennis nicht überzeugen konnte und er nicht nachgab, geriet ich in eine verdammte Zwickmühle.

Noch tat er nichts. Ich aber kümmerte mich um den Kopf, der lebte. Auf dem Gesicht bewegten sich die schwarzen Stellen, als wollten sie sich ineinanderschieben. Die Augen bewegten sich rollend wie kleine Laternen. Boshaftigkeit und Haß leuchteten mir aus ihnen entgegen.

Mit einer sehr langsamen Bewegung brachte ich das Kreuz näher an das Gesicht heran.

Dennis fing an zu keuchen. Aus dem Maul der Hexe vernahm ich keinen Laut. Der Junge kämpfte innerlich. »Überleg es dir«, sagte ich. »Denk nach. Erinnere dich an deine Träume und an die Zeit früher. Du hast es erlebt, du weißt genau, wo die Hütte stand. Du kennst den Blutstein, Dennis. Wo liegt er verborgen?«

»Nicht in der Hütte, bitte…«

»Wo?« schrie ich.
»Weg, weiter weg!«
»Wie weit?« Ich brachte meine Hand mit dem Kreuz noch näher an das Gesicht heran. »Wie weit, Dennis?«
»Neiiiinnn!« kreischte die Hexe. »Sag es nicht. Sag es nicht, verdammt noch mal.«
»Dann stirbst du, Mutter!«
»Er wird es nicht wagen!«
Die Lage spitzte sich zu, und ich tat nichts, um sie zu erleichtern.
»O doch, Gina, du brauchst nicht zu denken, daß ich bluffe. Für mich geht es um verdammt viel. Das hier ist eine persönliche Sache, verstehst du? Ich kann keine Rücksicht mehr nehmen. Ich muß wissen, wo sich der Stein befindet. Deshalb bluffe ich auch nicht!«
Die Worte waren an Gina gerichtet worden, doch auch der Junge hatte genau zugehört. Ein gequält klingendes Seufzen entwich seinem Mund. Er holte sich Rat bei der Mutter. »Was soll ich tun?«
»Nicht beirren lassen!« kreischte das Maul. »Laß dich nicht beirren, mein Junge!«
»Aber ich…«
»Nein!«
»Gut, dann…« ich sprach nicht mehr weiter und schob beide Gegenstände aufeinander zu.
Kreuz und Schädel!
Ich hatte tatsächlich vor, den Kopf zu vernichten, dazu kam es so schnell nicht mehr.
Hinter mir hörte ich Schritte.
Zusammen mit dem Kreuz und dem Kopf in den Händen fuhr ich herum – und sah das Grauenhafte.
Aus der Dunkelheit des Ganges schob sich etwas hervor. Zunächst sah der Gegenstand aus wie ein wandelnder Schatten, der trotzdem mit den Sohlen über den Boden schleifte.
Erst als er den schwachen Lichtschein erreichte, erkannte ich ihn.
Es war der kopflose Torso der Hexe Gina. Und genau dort, wo sich einmal der Kopf befunden hatte, hielten die Hände den Schild als Deckung hoch. Auf dem Schild leuchtete in einem fahlen Grün ein ineinandergeschobener Druidenstern, der aus zwei Dreiecken bestand.
Mir war klar, daß sich der Körper zum Kampf stellen wollte…

***

Wie ein Schatten mit zwei hellen Augen bewegte sich der kleine Wagen durch die Dunkelheit der Täler.
Horace F. Sinclair saß ruhig auf dem Nebensitz, ohne ein Wort zu sagen. Daß er innerlich erregt war, erkannte Suko an den Bewegungen seiner Hände. Sie öffneten und schlossen sich in regelmäßigen

Abständen.
Auf dem Rücksitz lag Orth, der Hausmeister. Einige Male hatte er auf einen Engländer geflucht, der ihm die Verwundung beigebracht hatte. Immer wenn er sich bewegte, kam der Haß auf den Engländer hoch. Sinclair hatte die Worte sehr wohl verstanden, er wußte auch genau, wer damit gemeint war, aber er hielt sich zurück.
Nur in seinem Innern mußte eine Hölle kochen. Er konnte auch nicht mehr schweigen. »Was wollte dieser Mann denn von Ihnen?« fragte er plötzlich.
»Von mir nichts. Er hat den Jungen befreit.«
»Ist das etwas Schlimmes?«
»Klar, denn er weiß ebenso wie Gina, wo sich der Blutstein befindet. Daran mußt du denken.«
»Wissen Sie es auch?«
»Nein.«
»Tatsächlich nicht?« fragte Suko.
Orth lachte und wälzte sich nach links, um etwas bequemer liegen zu können. »Nun ja, ich könnte es mir vorstellen. Ich war schließlich ein Vertrauter der Hexe oder bin es noch. Ich mußte genau achtgeben, daß ich den Jungen nicht aus den Augen verliere. Ich bin in gewisser Hinsicht sein Schutzpatron, wenn ihr versteht.«
»Das ist jetzt vorbei«, sagte Suko.
»Leider.«
»Dann ist auch der Weg zum Blutstein frei – oder nicht?«
»Das will ich nicht hoffen.«
»Müßten Sie ihn nicht verteidigen?« fragte Horace F. Sinclair.
»Wenn der Stein dermaßen wichtig ist, dann kann er doch nicht ohne Wache zurückbleiben.«
»Er liegt gut versteckt«, drang es flüsternd aus dem Rückraum.
»Er liegt sogar sehr gut versteckt.«
»Wo denn?«
»In der Erde!«
Es war eine spontane Antwort. Orth hatte sie eigentlich nicht geben wollen, und er biß sich dafür auch auf die Lippen und machte sich Vorwürfe.
Sinclair warf Suko einen raschen Blick zu. Der Inspektor verstand, fuhr rechts ran und hielt.
»He«, beschwerte sich Orth, wobei er sich langsam aufrichtete und den Kopf nach rechts und links bewegte. »Wir sind noch nicht da. Das Schloß liegt weiter links.«
Suko drehte sich auf dem Sitz um so gut wie möglich. »Das weiß ich. Vielleicht sollten wir unser Ziel ändern.«
»Wieso?«
»Das Schloß ist uninteressant geworden. Es geht jetzt um den Stein,

nicht um die Hexe. Wenn er so wichtig für Gina ist und dieser Engländer möglicherweise an ihn herankommt, würde es dir die Hexe nicht verzeihen, daß du ihn nicht beschützt hast.«

Orth lachte heiser. »Was soll denn das wieder heißen?«

»Wir wollen Ihnen helfen«, schlug Horace F. Sinclair vor. »Wir werden zusammen dorthin fahren, wo sich der Blutstein befindet und ihn bewachen. Ist das ein Vorschlag?«

»Nein, nein!« kreischte Orth. »Das ist keiner.«

»Weshalb nicht?«

»Gina würde es mir nie verzeihen. Es käme einem Vertrauensbruch gleich, verdammt!«

»Im Gegenteil«, sagte Suko. »Sie würde dich loben, sie würde dich ehren. Du könntest ihr sagen, daß du das Wertvollste verteidigt hast, das sie besitzt. Der Engländer hat dich angeschossen. Okay, das ist nicht mehr zu ändern. Du aber mußt das Optimale aus deiner Lage herausholen. Begreif das endlich.«

»Ihr wollt mich reinlegen, verdammt!«

Suko lachte. »Was hätten wir davon? Hör mal zu, ich habe dich aus dem Dreck herausgezogen. Ohne meine Hilfe hätten dich die Bullen erwischt und eingemacht. Hast du das vergessen?«

»Habe ich nicht.«

»Und weshalb vertraust du uns jetzt nicht?«

Am Haltegriff zog sich der Hausmeister hoch. »Gefühl«, flüsterte er, »versteht ihr? Das ist einfach das Gefühl, sonst nichts. Zu Gina hätte ich euch gebracht, nicht zum Stein.«

»Bei Gina ist bestimmt der Engländer.«

»Und? Wir sind zu dritt.«

Die Beretta hatte Orth bei Suko noch nicht entdeckt, deshalb konnte dieser seine Antwort mit ruhigem Gewissen geben. »Hör zu, wir haben zwar einen heißen Auftrag laufen, aber wir sind nicht lebensmüde. Horace und ich laufen ohne Kanonen herum. Der Engländer hat eine, der kann uns abknipsen, wenn wir ins Schloß kommen.«

»Das wird er auch bestimmt tun«, bestätigte der pensionierte Rechtsanwalt. Er war voll und ganz auf die Linie des Inspektors abgefahren.

Orth holte laut Luft, löste die Hand vom Griff und ließ sich wieder zurücksinken. Wieder zuckte eine Schmerzwelle durch sein Bein. Er fluchte leise.

»Hast du dich entschieden?« fragte Suko. »Lange warten wir nicht mehr, Orth.«

»Mist auch.«

»Nenn uns den Platz.«

»Den kenne ich nicht.«

»Lüg nicht.«

»Nicht genau.«
»Die Umgebung reicht. Und er ist vergraben, hast du gesagt?«
»Das auch.«
»Wir fahren hin.«
Orth befand sich in einer Zwickmühle. Fast bereute er es, gerettet worden zu sein.
Suko und Sinclair ließen ihm noch Zeit. Der Ältere klopfte rhythmisch auf das Armaturenbrett. Als er das trommelnde Geräusch beendete, fragte er: »Nun, was ist?«
»Wir fahren!« Orth stöhnte.
Suko lächelte. »Na bitte, weshalb nicht gleich so?«
»Ich kann für nichts garantieren. Scheiße auch!« Orth hatte wieder sein Lieblingswort benutzt. »Ihr habt mich hier in einen Mist reingehängt, aus dem ich nicht mehr rauskomme. Das ist alles so verflucht blöde. Wenn ich mein Bein nicht…«
»Sei froh, daß wir dir zur Seite stehen.«
»Du hast gut reden, Chinese. Ihr zieht hier euren Deal ab oder was immer auch, aber ich bleibe mit den Problemen zurück.«
»Nicht, wenn du der Hexe beweist, daß alles okay ist. Sie wird dir schon dankbar sein.«
Orth setzte sich wieder bequemer hin. Sein Gesicht wirkte in der Dunkelheit des Wagens wie ein ölverschmierter Flecken, über den er nun mit einer Hand hinwegputzte.
»Wohin müssen wir fahren?« Horace F. Sinclair hatte sich gedreht.
»Genau weiß ich das auch nicht. Das Gelände ist unwegsam. Ein Wasserfall, ziemlich klein, fällt über die Felsen. Da steigen wir dann aus.«
»Und gehen den Rest der Strecke zu Fuß?«
»Auch das, verdammt!«
Suko startete den Motor. Mittlerweile war es völlig finster geworden. Der Himmel zeigte keine Wolken, dafür ein Heer aus glitzernden Punkten. Die Sterne verteilten sich auf der unendlich erscheinenden Fläche. Die Berge sahen aus wie schwarze erstarrte Wellen.
»Liegt das Schloß denn in der Nähe?« erkundigte sich der Inspektor beim Anfahren.
»Es ist alles nicht so weit voneinander entfernt, wenn man gut auf den Beinen ist.«
»Was macht Ihr Bein?« erkundigte sich Horace F. Sinclair.
»Es brennt. Ich habe das Gefühl, als hätte man mir heißes Blei hineingekippt. Die verdammte Kugel muß raus!« keuchte er. »Irgendwann in der nächsten Zeit.«
»Wir fahren dich in ein Krankenhaus!« erklärte Suko.
»Hoffentlich.« Dann fluchte der Hausmeister. Die Wegstrecke war ziemlich uneben. Bei jedem Schlagloch zuckte ein Stich durch das

angeschossene Bein hoch bis zur Hüfte.

Orth schwitzte. Er wußte nicht, wie er sich hinsetzen sollte.

Manchmal bekam sein Blick etwas Bösartiges, wenn er auf die Rücken der Vordersitze starrte.

Konnte er diesen so unterschiedlichen Männern trauen? Von Dealern hatte er genug gehört oder gelesen, persönlich nie etwas mit ihnen zu tun gehabt. So wie die beiden jedoch kamen ihm Dealer nicht vor. Die Flamme des Mißtrauens war in seinem Innern nicht zu löschen. Etwas stimmte da nicht, nur besaß Orth keine Chance, etwas dagegen zu tun. Er befand sich in den Händen der Kerle und mußte abwarten.

Zum Wasserfall führte die Strecke bergauf. Quer durch das Gelände, einer Gegend, die wald- und unterholzbewachsen war. Da kratzten Zweige wie Totenfinger über den Lack. Der Wagen schaukelte, nahm manche Hänge nur mit großer Mühe, wobei sich die Reifen ab und zu tief in den nicht eben trockenen Untergrund bohrten.

Orth erlebte eine Hölle. Sein Bein lag nicht so ruhig, wie es hätte liegen müssen. Das Fleisch um die Wunde herum fühlte sich hart wie Holz an. In der Wunde selbst tuckerte es.

Orths Haß auf den Engländer wuchs. Wenn er ihn selbst vor die Mündung bekommen konnte, würde er ihn zerschießen. Das hatte er sich fest vorgenommen. Dieser verfluchte Kerl sollte für seine Tat büßen. Es gab Menschen, die an einem Wundbrand gestorben waren. Orth wollte nicht gerade dazugehören. Sie hatten endlich den bewachsenen Hang überwunden und eine freie Fläche erreicht.

Die Lichtung gehörte zu den größeren. Sie bildete im Mondlicht einen großen, metallisch schimmernden Fleck.

Orth schlug mit der flachen Hand gegen die Rückenlehne. »Ihr könnt hier anhalten.«

Suko stoppte. Der Motor erstarb mit einem leisen Blubbern. Der Inspektor drehte sich um. »Und weiter?«

»Helft mir raus!«

»Ich sehe keinen Wasserfall«, sagte Sinclair.

»Den zeige ich euch.«

Suko war um das Fahrzeug herumgegangen. Er wartete, bis auch sein älterer Mitfahrer ausgestiegen war, der sich vorsichtig umschaute und dabei ein mißtrauisches Gesicht zog.

»Ich glaube, Orth will uns reinlegen, Suko.«

»In seiner Lage?«

»Dem traue ich alles zu.«

»He, verdammt, was habt ihr denn zu flüstern? Helft mir mal aus dieser beschissenen Lage hervor.«

»Keine Panik.« Suko zog ihn aus dem Wagen. Orth stöhnte, er verfluchte John Sinclair, schwor blutige Rache und mußte von Suko gestützt werden. Sinclair stand mit kantig wirkendem Gesicht ein paar

Schritte entfernt und schaute zu.
»Einen Brunnen sehe ich nicht«, sagte er.
»Klar doch. Da müssen wir noch laufen.«
Es war still geworden. Wenn sich die Männer konzentrierten, konnten sie das Rauschen des Wassers hören, das nicht weit entfernt über Felsen schäumte.
Orth streckte die Hand aus und bewegte den Arm. »Wir müssen nach links rüber.«
Die Lichtung verlor sich unter dem Licht des Mondes. Sie wirkte wie ein dunkler Teppich, auf dem ein silbriger Schein ein bleiches Muster hinterlassen hatte.
Das Gras war schon gewachsen. Es wirkte wie ein weicher Flaum, durch den die Männer gingen.
Orth fluchte oder stöhnte bei jedem Schritt. Für Sukos Geschmack war die Gegend hier genau richtig, um etwas verstecken zu können.
Wer den Ort nicht kannte, konnte hier suchen, bis er schwarz wurde.
Sie hörten den schmalen Wasserfall nicht nur, sie sahen ihn auch.
Wie eine glitzernde Kette aus Perlen rann er in die Tiefe. Er kam nicht aus großer Höhe. Etwa drei Yards über dem Boden hinweg schoß er aus einer Felswand, rauschte in ein steiniges Bett und fand von dort seinen Weg in zahlreichen Windungen talwärts.
Der Nachtwind strich wie ein kühler Hauch über die Lichtung.
Horace F. Sinclair war schon vorgegangen. Seine Schritte wirkten zögernd. Er witterte wie ein mächtiger Wolf. Seine Gedanken beschäftigten sich immer intensiver mit Will Mallmann, dem Vampir.
Mallmann wollte den Stein, er hatte Mary Sinclair in seinen Klauen.
Horace fragte sich, wie sie an ihn herankommen sollten. Wahrscheinlich aber würde sich Mallmann wieder bei ihm melden. Möglicherweise lauerte er sogar in der Nähe und hielt sie unter Beobachtung.
Zuzutrauen war ihm alles.
Der Wasserfall rückte näher. Über ihm glänzte die Felswand wie mit einer dünnen Metallschicht bestrichen. Winzige Tropfen sprühten in wolkenartigen Gebilden weg.
Mallmann war ein Vampir. Der Blutsauger liebte die Finsternis, auch den Mond. Für ihn mußte diese einsame Gegend ein nahezu ideales Terrain bilden.
»Stop!«
Sinclair hörte das Krächzen des Hausmeisters und drehte sich um.
Orth und Suko waren stehengeblieben. Der Inspektor mußte den Mann stützen. Langsam ging Sinclair auf die Männer zu.
»Ist es hier?«
Orth nickte.
»Wo denn?«

»Der Eingang liegt versteckt!« keuchte der Hausmeister. »Ihr müßt ihn nur suchen.«
»Wie schön.«
»Ich habe euch doch gesagt, daß ich den genauen Platz nicht kenne.« Er schwankte. »Ich muß mich setzen.«
»Okay, wie du willst.« Suko ließ ihn zu Boden gleiten. Orth grinste und keuchte dabei. »Laßt mich hier hocken, sucht selbst weiter. Es ist ein Schacht. Man soll ihn sogar gemauert haben. Früher hat er in der Tiefe Wasser aufgefangen.«
»Und heute?«
»Keine Ahnung.«
»Kannst du eine Richtung sagen?« fragte Suko.
»Hier irgendwo.« Orth legte sich zurück. Sein Körper verschwand im Gras. Er stöhnte und bedauerte sich wieder selbst. »Macht es, gebt nicht auf, aber ohne mich.«
Suko schaute auf ihn herab. »Und wo, mein Freund, befindet sich der Haken?«
»Wieso? Welcher Haken?«
»Du wirst doch nicht sagen wollen, daß wir nur den Schacht finden müssen, um den Stein hochholen…«
»Klar.«
»Solltest du uns reingelegt haben, gibt es Ärger. Auch wir haben unseren Job zu erledigen und keine Lust, uns hier lange aufhalten zu lassen.«
»Dann fangt auch an.«
»Komm schon, Suko.« Sinclair nickte. Die beiden Männer warfen noch einen letzten Blick auf den liegenden Hausmeister und gingen davon.
Orth grinste ihnen nach. »Der Teufel soll euch holen«, flüsterte er, »der Teufel.«
Dann starrte er nur noch gegen den Himmel, wo der Mond seinen Schein fluten ließ.
Weit, sehr weit entfernt, glaubte er, einen Schatten zu sehen. Er besaß besondere Umrisse, war hoch und gleichzeitig weit gespannt.
Wenn ihn nicht alles täuschte, malte sich dort eine Fledermaus ab.
Das Zeichen der Vampire…

***

Um wen sollte ich mich zuerst kümmern? Um Kopf oder Körper?
Ich entschied mich für den Torso, der durch den Schild gedeckt war.
Der Druidenstern darauf leuchtete eben in diesem satten Grund.
Wie ein künstliches Gebilde wankte der Torso durch den Schloßgang, vorbei an alten Rüstungen und Bildern, auf denen der Staub langer Jahre klebte.

Ich hörte die Hexe lachen. Aus dem verbrannten Maul drangen die kichernden Laute, und auch Dennis atmete heftig. »Sie kommen hier nicht ungeschoren raus, John, die Hexe ist stärker. Sie beherrscht das Schloß. Lassen Sie den Kopf los!«

»Nein!«

»Mach es!« kreischte Gina.

Ich kümmerte mich nicht um sie. Der Körper war wichtiger. Hastig streckte ich den Arm aus und wollte nach dem Lanzenschwert fassen. Ich griff ins Leere, die Waffe war verschwunden.

Für einen Moment stockte mir der Atem. Dann drehte ich mich herum und sah Dennis. Er hatte sich der Waffe bemächtigt. Mit einem hastigen Sprung tauchte er in die Dunkelheit des Ganges, wo er Deckung fand. »Tu meiner Mutter nichts, John. Tu ihr nichts, sonst müßte ich das Lanzenschwert werfen.«

»Ja, schon gut.«

»Laß den Kopf los!«

»Junge, mach dich nicht unglücklich!«

»Bitte!« Er kreischte das Wort.

Dennis stand dicht vor dem Durchdrehen. Wenn jemand so sprach, dauerte es zumeist nicht lange.

»Hast du nicht gehört, was Dennis sagte?« fragte die Hexe flüsternd und kicherte dabei. »Es ist besser für dich, wenn du dir nicht zu viele Feinde machst. Du willst doch den Stein…«

Ich ging das Risiko ein. Blitzschnell schleuderte ich den verbrannten Schädel auf die schildartige Decke zu. Der Druidenstern glühte für einen Moment noch stärker auf, bevor er den Kopf verschluckte.

Er raste förmlich hinein und wirkte zwischen den beiden ineinandergeschobenen Dreiecken wie gefangen.

Dann griff ich an.

Ich raste dem Torso entgegen, wollte ihn mit dem Kreuz vernichten und schaffte es auch, mein Kreuz gegen den Druidenstern zu schmettern. Dabei hatte ich den Eindruck, in eine weiche Masse geschlagen zu haben. Das Kreuz klebte förmlich fest. Der Schild leuchtete vor meinen Augen so stark auf, daß ich geblendet wurde, doch wenig später war alles vorbei. Da zerplatzte er in einer wahren Farbenkaskade, die wie ein Feuerwerk über mich kam.

Ich hatte das Gefühl, von lautlos explodierenden Raketen umgeben zu sein. Die Lichtblitze drangen in meine Augen, ich taumelte gegen die Wand, ein kurzes Heulen ertönte, dann sah ich wieder normal und konnte erkennen, daß von dem Schild nichts mehr zu sehen war. Mein Kreuz hatte es restlos zerstört.

Gewonnen!

Aber die Hexe war verschwunden. Kopf und Torso zeigten sich nicht mehr. Ich hatte angenommen, Asche zu sehen.

Nein, sie war verschwunden.
Bei der Attacke war mein Kreuz magisch aufgeflammt. Nur allmählich verblaßte das Licht. Den Schild gab es nicht mehr, aber es mußte noch Dennis geben.
Ich drehte mich auf der Stelle um und schaute den Weg zurück.
Dennis zeigte sich nicht.
Ich rief seinen Namen.
Keine Antwort.
Nur das Echo meiner Stimme verhallte irgendwo mit hohl klingenden Lauten im Schloß.
Im Hals spürte ich den trockenen Geschmack von Staub und den bitteren der Galle. Ich war überhaupt nicht davon überzeugt, einen Sieg errungen zu haben.
Gina besaß ungemein starke Kräfte. Allmählich begriff ich, daß Mallmann jemand vorgeschickt hatte, um den Blutstein zu besorgen.
Er selbst traute sich mit seinen Kräften nicht an die Hexe heran.
Wo befand er sich?
Vielleicht war es falsch gewesen, den Schild zu zerstören. Ich hatte möglicherweise auch die Existenz der Hexe vernichtet. Nun konnte mir eigentlich nur Dennis helfen.
Ich blickte in das Zimmer hinein, in dem ich die Hexe zum erstenmal gesehen hatte.
Es war leer. Nur über den Stuhl fiel noch der Lichtschein. Daß Gina vernichtet war, daran konnte ich einfach nicht glauben. Ich ging davon aus, daß sie sich irgendwo versteckt hielt und zu einer neuen Schandtat ausholte.
Dennis war ihr Sohn. Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß sie ihn vorschickte.
So etwas wäre fatal gewesen. Über meinen Nacken kroch das Gefühl der Furcht. Dieser Junge war in einen mörderischen Kreislauf hineingeraten, aus dem er sich mit eigener Kraft nicht befreien konnte. Und er wußte, wo ich den Hexenstein finden konnte.
Am Beginn der Treppe blieb ich stehen. Die kleine Lampe strahlte schräg über die Stufen hinweg.
Wieder bekam ich die Blutflecken zu sehen. Im Gang roch es widerlich. Schwefelgestank hatte sich ebenfalls ausgebreitet und schien an den Wänden zu kleben.
Ich ging davon aus, daß sich der Junge irgendwo unten aufhalten mußte. Verborgen in einem Versteck. Vielleicht wollte er mir auch auflauern. Aus einem Freund konnte durchaus ein Feind geworden sein.
Der Kegel traf die Innenseite der Tür, glitt weiter bis zum Schloß, an dem sich nichts verändert hatte.
Wahrscheinlich war die Tür noch immer verschlossen. Ich ging die

Treppe hinab. Der alte Bau kam mir vor wie ein Gefängnis. Auf die Klinke legte ich meine Hand und war nicht enttäuscht, als ich die Tür abgeschlossen fand. Wenn ich rauskommen wollte, dann durch ein Fenster.

Zwei Schritte mußte ich nur nach rechts gehen, um durch die Scheibe blicken zu können.

Sie war ziemlich schmutzig, und zwar von beiden Seiten. Ich säuberte sie innen, die Sicht wurde etwas besser, zudem schien das Mondlicht auf den Platz vor dem Schloß.

Es machte ihn zwar nicht taghell, doch immerhin so glänzend, daß ich einige Einzelheiten ausmachte.

Den Baum mit der daran hängenden Leiche konnte ich nicht übersehen. Was ich sah, ließ mir den Atem stocken.

Dennis stand direkt vor dem Toten. Mit beiden Händen hielt er das Lanzenschwert fest und kappte den Ast, von dem der Tote herabhing. Ich hatte den Eindruck, sogar das Brechen des Holzes hören zu können. Der Tote berührte mit beiden Füßen den Boden. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er stehenbleiben. Dann beugte er sich vor, fiel Dennis entgegen, der nicht zur Seite trat, sich dafür drehte und die Leiche mit seinem Rücken derart auffing, so daß sie auf seiner rechten Schulter zu liegen kam.

So schleppte er sie auch weg…

***

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Dennis Höller, der Junge, der mir hatte helfen wollen, tat in diesem Fall genau das Gegenteil. Für sein Verhalten gab es nur eine Erklärung. Die Hexe mußte es geschafft haben, die innerliche Kontrolle zu übernehmen. Dennis selbst war nur mehr die Hülle, tatsächlich aber dirigierte Gina seine Handlungen und Taten. Sie sorgte dafür, daß er die Leiche mitschleppte, sie gab ihm auch die Kraft.

Der Junge passierte auch das Fenster, hinter dem ich stand. Einen schnellen Blick gönnte er der Schloßmauer. Ich duckte mich unwillkürlich, weil ich nicht entdeckt werden wollte.

Sekunden ließ ich verstreichen, bevor ich mich wieder hinstellte.

Dennis hatte das Fenster längst passiert. Seine und die Füße des Toten schleiften durch das Gras.

Die beiden boten ein makabres Bild und wirkten wie ein Paar aus einer nächtlichen Filmkulisse.

Nur lief hier leider kein Streifen ab.

Ich mußte zusehen, daß ich aus dem Schloß rauskam.

Den Griff der Beretta umwickelte ich mit einem Taschentuch. Das Fenster war nicht groß. Es besaß die üblichen Ausmaße, eigentlich schloß-untypisch. Mit dem umwickelten Griff hämmerte ich gegen die

Scheibe. Sie zersprang bereits bei der ersten heftigen Berührung.

Die Scherben segelten vor dem Schloß ins Gras.

Ich schlug noch Reste aus den Rahmenseiten und erkannte Dennis nur verschwommen, wie er sich im Mondlicht irgendwie tanzend und schwingend über die große Fläche bewegte.

Wieder freute ich mich darüber, nicht zu dick zu sein. Es bereitete mir keine Schwierigkeiten, durch das Fenster nach draußen zu klettern. Unangefochten blieb ich vor dem Schloß stehen.

Wo wollte der Junge mit der Leiche hin? Wo konnte man einen Toten verstecken?

In einem Keller, in einem Grab, in einem Schacht. Möglichkeiten gab es viele.

Ich dachte auch über den Grund nach, weshalb dieser Mann gestorben war. Gewissermaßen im Dienste des Blutsteins. Er sollte ihn mit seinem Lebenssaft füllen, ihm Kraft geben.

Ich hatte die Lösung und schnippte mit den Fingern. Klar, Dennis würde den Toten dorthin schaffen, wo sich der Blutstein befand.

Von Beginn an hatte er den Ort gekannt, mir aber nichts davon erzählt.

Dafür, daß er mit einer menschlichen Last beladen war, ging Dennis ziemlich schnell. Der weiche Untergrund dämpfte seine als auch meine Schritte, damit ich ihn unhörbar verfolgen konnte.

Er hielt sich, im Gegensatz zu mir, nicht im Schatten der Schloßmauer auf, die mich wie ein schützender Mantel umgab. Wenig später sah ich ihn. Er hatte das Schloß beinahe passiert und bewegte sich auf eine sich düster abzeichnende Grenze zu. Es war der nahe Wald, der undurchdringlich aussah und nur in Höhe der Baumkronen einen silbrigen Schein bekommen hatte.

Ich ging schneller, denn plötzlich war der Junge mit seiner schaurigen Last verschwunden.

Eine wild wuchernde Hecke hatte mir die Sicht geraubt. Nicht weit entfernt ragte einer dieser beiden Türme in die Höhe. Er wirkte wie ein überdicker Bleistift.

War Dennis im Turm verschwunden?

Das Tor bewegte sich nicht. Es stand ruhig und fest wie eine gewaltige Eiche.

Da war er also nicht gewesen!

Ich drückte mich um den Turm herum. Das Gras verschwand, meine Füße glitten über alte Steinplatten hinweg, und ich sah den Jungen dort, wo der Turm einer dicken Mauer Halt gab.

Die Leiche war von seiner Schulter gerutscht und lag am Boden. Er selbst stand neben ihr und starrte sie an.

Ich drückte mich tief in die Deckung der Mauer und atmete nur so flach wie möglich.

Es war ein guter Platz, den Dennis sich ausgesucht hatte, denn das Licht des Mondes schien sich allein nur auf ihn zu konzentrieren.

Die Waffe hatte der Junge nicht aus der Hand gelegt. Er benötigte sie noch und setzte sie als Hebel zweckentfremdet ein.

Flach schob er sie über den Boden. Erst durch das Gras, dann vernahm ich ein Kratzen, als das Lanzenschwert Gestein berührte.

Ich hörte Dennis keuchen und auch Worte murmeln. Seine Stimme kam mir dabei fremd vor. Leider verstand ich nichts, aber Dennis wußte genau, was er zu tun hatte.

Noch einmal ging er in die Knie und umfaßte die Waffe an einer bestimmten Stelle mit beiden Händen.

Er setzte sie diesmal nicht als Mordinstrument ein, sondern machte sich die Hebelwirkung zunutze.

Er hob etwas an.

Ich runzelte die Stirn, weil ich mit dem kreisrunden Gegenstand zunächst nichts anfangen konnte.

Sekunden später erkannte ich, daß Dennis so etwas wie einen Kanaldeckel angehoben hatte.

Allmählich sah ich klarer. Als der Deckel mit einem dumpfen Laut zur Seite kippte und im Gras verschwand, war mir klargeworden, daß der Junge den Eingang zu einem Schacht freigelegt hatte.

Ein Schacht war nicht grundlos angelegt worden. Wahrscheinlich, um etwas zu verbergen. Oder etwas hineinfallen zu lassen, wie Dennis Höller es vorhatte, denn er bückte sich wieder und hievte den Toten mit beiden Händen in die Höhe.

Soweit wollte ich es nicht kommen lassen.

Die Leiche befand sich in einer Kipplage, als ich mich aus der Deckung löste.

»Nein, Dennis«, sagte ich hart, »nicht so…«

***

Ob ich den Jungen mit meinem Befehl überrascht hatte oder nicht, konnte ich nicht feststellen. Er hielt den Toten noch fest, drehte den Kopf und sah mich herankommen.

»Du bist es, John!«

Er sprach so völlig normal, als würde er einen alten Bekannten begrüßen.

»Ja, ich. Hast du jemand anderen erwartet?«

»Wen denn?«

»Gina.« Ich blieb neben ihm stehen.

Er hob nur die Schultern und sah, wie ich mit dem Zeigefinger auf den Toten wies. »Was hast du mit ihm vor?«

»Ich muß ihn in den Schacht werfen.«

»Ach – wer hat dir das denn gesagt?«

»Meine Mutter, John!«
Es gab mir schon einen Stich, daß er noch immer von seiner Mutter sprach. Die Hexe Gina oder ihr Geist mußte einen gewaltigen Einfluß auf ihn besitzen. Wahrscheinlich war er bei seinen Ziehoder Adoptiveltern nicht glücklich gewesen. Die Sehnsucht nach der echten Mutter mußte tief in ihm gesteckt haben, aus diesem Grunde auch hatte es Gina so verdammt leicht mit ihm gehabt.
»Und dann?« fragte ich.
Er nickte in Richtung Schacht. »Da muß er hin, dort sind auch die anderen.«
Ich wollte ihm nicht so recht glauben. Um in den Schacht sehen zu können, mußte ich näher an ihn heran und beging dabei nicht den Fehler, mich direkt neben den Jungen zu stellen. Der brachte es fertig und kippte mich hinein.
Ich umschritt die Öffnung und schaute von der gegenüberliegenden Seite hinein.
Viel war nicht zu sehen. Eine tiefe Dunkelheit, die allerdings am Grund des Schachts etwas aufgehellt wurde, denn dort sah ich ein schwaches, rotes Leuchten.
Noch war es nur eine Ahnung, die jedoch bald zu einer Gewißheit werden sollte.
Ich zog die Bleistiftleuchte hervor. Ihr Strahl würde wahrscheinlich ausreichen, den Grund des Schachts auszuleuchten. Er huschte an den Innenwänden entlang in die Tiefe – und fand sein Ziel.
Steigeisen führten an meiner Seite in die Tiefe. Sie endeten dicht über dem Grund, wo das Licht meiner Lampe von bleichen Gegenständen eingefangen und reflektiert wurde.
Zuerst konnte ich damit nicht viel anfangen, bis mir bewußt wurde, daß es sich um Knochen handelte.
Gebeine…
Aber noch etwas entdeckte ich. Der Gegenstand lag zwischen den bleichen Gebeinen verteilt und bildete für mich so etwas wie einen makabren Mittelpunkt.
Er besaß ungefähr die Größe einer Hand und schimmerte in einem satten, dunklen, blutigen Rot.
Er lag dort wie ein großes Ei, das war er bestimmt nicht. Mir war bewußt, daß ich es endlich geschafft hatte und mich kurz vor dem Ziel meiner Wünsche befand.
Ich hatte den Blutstein gefunden!

***

Dennis sagte nichts. Unbeweglich stand er neben dem Toten und starrte emotionslos in die Tiefe, die von meiner Lampe ausgeleuchtet wurde.

»Du hast es gewußt, Dennis«, sprach ich ihn an und sah, wie er als Antwort nickte.

»Und du hast mir nichts gesagt.«

»Nein!«

»Weshalb nicht?«

Er hob die Schultern. Sein Gesicht war schlecht zu erkennen, es war einfach zu dunkel. Die Stirn legte er in Falten. Auf mich wirkte er so, als würde er mit sich selbst kämpfen.

»Warum nicht, Dennis?«

»Der Tote muß in den Schacht!« flüsterte er.

»Wo auch die anderen gelegen haben, von denen nur die Gebeine zu sehen sind?«

»Ja.«

»Und weiter? Was geschieht?«

»Der Stein braucht sie.«

»Hat er das Blut nicht schon bekommen?«

Der Junge nickte. »Das hat er, aber er mußte verschwinden. Er mußte einfach weg, verstehst du? Er darf nicht gefunden werden, John.«

Ich schaute Dennis direkt an. »Wer bist du, Junge? Bist du noch der Dennis, den ich kenne, oder lebt etwas anderes in dir? Sag es! Raus mit der Sprache!«

»Es ist noch was anderes. Ich bin Mario. Meine Mutter ist eine Hexe gewesen.«

»Wo befindet sie sich?«

»Ich weiß es nicht. Ich spüre sie. Du hast sie vertrieben, glaube ich. Aber sie ist noch da.«

Ich nickte ihm über die Öffnung hinweg zu. »Gut, Dennis, belassen wir es dabei. Ich mache dir einen Vorschlag, Junge. Ich werde jetzt in den Schacht steigen und den Blutstein holen.«

Der Junge bekam einen gläsernen Blick. »Was willst du machen?« hauchte er.

»Ich brauche den Stein. Nur seinetwegen bin ich in diese Gegend gekommen. Ich brauche ihn, um einer Person, die mir sehr nahe steht, das Leben zu retten. Es ist meine Mutter, Dennis. Ich hänge an meiner Mutter ebenso wie du an deiner. Kannst du das begreifen?«

»Nein, ja… aber das hier ist etwas anderes. Deine Mutter war oder ist auch eine Hexe?«

»Nein. Sie wird gefangengehalten. Um sie zu befreien, muß ich den Blutstein haben.«

»Dann willst du ihn abgeben?«

»Genau.«

»Wer soll ihn bekommen?«

»Das behalte ich für mich, Dennis.«

Er nickte rein mechanisch, als würde ihn die Antwort überhaupt nichts angehen. Konnte ich ihm trauen? Nein, so weit ging meine Liebe nun doch nicht. Wenn ich in den Schacht klettere, würde es ihm nicht schwerfallen, den verdammten Deckel wieder auf den Eingang zu stülpen. Dann saß ich fest.

Als ich auf ihn zuging, wich er zurück und hob seine Arme, denn der Anblick eines Kreuzes gefiel ihm nicht. »Was… was willst du damit?« fragte er.

»Ich möchte es dir umhängen.«

»Nein, ich…«

»Doch, Dennis!«

Bevor ich mich versah, war er zur Seite getaucht. Noch eine kurze Drehung, mein Griff glitt ins Leere, dann war er verschwunden. Wie ein Wiesel tauchte er in die Dunkelheit. Sekunden später hörte ich das Knacken des Unterholzes, als er im nahen Wald verschwand.

»Du bekommst mich nicht, John. Nein, du nicht!«

Im Hellen hätte ich die Verfolgung aufgenommen. In der Nacht hatte es keinen Sinn, auch nicht bei Vollmond. Sein Licht reichte leider nicht aus, jeden Winkel und jedes Versteck auszuleuchten.

Ich ließ ihn laufen. Bestimmt würde er zurückkehren. Bis dahin jedoch wollte ich den Blutstein vom Grund des Schachts geholt haben.

Ein Vorgang, der innerhalb einer Viertelstunde über die Bühne laufen konnte, wenn alles gutging.

Die Steigeisen kamen mir vor, wie für mich gemacht. Wie kräftige Hände ragten sie aus den Steinen der Schachtmauer, bedeckt von einem rostigen Film.

Ich kletterte über den Rand hinweg, stützte mich auf dem rauhen Gestein ab, ließ den oberen Schachtrand los und suchte mit den Füßen den nötigen Halt.

Das Klettern in einen derartigen Schacht gehört zwar nicht zu meinen leichtesten Übungen, doch ich hatte darin eine gewisse Routine.

So etwas war mir schon öfter widerfahren.

Nur einmal glitt ich mit dem linken Fuß ab, wobei ich mir an einer anderen Sprosse das Knie stieß.

Aus der Tiefe her drang mir kein Modergeruch entgegen. Die frische Außenluft hatte auch den Schacht erfüllt, auf dessen Grund der Blutstein lag. Ich konnte es noch immer nicht fassen, wie einfach es im Prinzip war, den Blutstein zu holen. Weshalb hatte Will Mallmann sich dabei derartig schwer getan?

Auf halber Strecke schaltete ich die Lampe ein und klemmte sie unter das dehnbare Armband der Uhr. So hatte sie ihren festen Sitz.

Manche Sprossen bogen sich, wenn sie mein Gewicht spürten. Ich hörte auch das Rieseln, als der Rost sich löste und wie brauner Schnee in die Tiefe fiel. Ansonsten ging alles glatt.

Die letzten Stufen übersprang ich, spürte unter mir den Widerstand und hörte es leise knacken, als einer der Knochen brach. Die Lampe befand sich noch immer an ihrem außergewöhnlichen Platz.

Wenn ich den Arm bewegte, konnte ich damit leuchten.

Zunächst strahlte sie dem Boden entgegen. Das starke Licht wurde von den Knochen regelrecht aufgefangen. Die bleichen Gebeine sahen schaurig aus. Auch zwei Schädel lagen in der Nähe. Einer war von einem kräftigen Hieb zertrümmert worden.

Bevor ich mich nach dem Blutstein bückte, schaute und leuchtete ich in die Höhe.

Der Strahl erreichte den Ausstieg und floß auch über ihn hinweg, ohne allerdings ein Ziel zu treffen. Er wurde als blasse Lichtglocke von der Dunkelheit aufgesaugt. An den Rändern zeigte sich kein Mensch. Der Junge hatte sich zurückgezogen.

Ich bückte mich. Dabei machte der Lichtspeer die Bewegung mit und erwischte den Stein.

Direkt leuchtete er darauf!

Zum erstenmal sah ich ihn aus der Nähe und spürte das Prickeln auf meiner Haut. Es zog sich über den Nacken bis hinunter auf den Rücken, wo es in einem eisigen Frösteln endete.

Der Stein kam mir vor wie ein dreidimensionaler, erstarrter Blutfleck. Ein grauenhaftes Kleinod, das vor langer Zeit geschaffen worden war und überlebt hatte.

Mir kam das alte Blut in den Sinn, das Mallmann zu einem Vampir gemacht hatte. Der Stein mußte für ihn den gleichen Wert besitzen, sonst hätte er ihn nicht gewollt.

Meine Hände zitterten ein wenig, weil die innere Spannung einfach zu groß war. Sie mußte sich auch äußerlich zeigen. Vorsichtig berührte ich den Stein mit den Fingerspitzen, immer bereit, die Hände sofort zurückzunehmen, wenn irgend etwas Außergewöhnliches passierte.

Es geschah nichts. Ich konnte den Stein ohne Bedenken anfassen und ihn auch anheben.

Er fühlte sich auf meiner Haut warm an, als wäre das in ihm befindliche Blut temperiert. Lebte er möglicherweise? Zuckte und vibrierte es nicht in seinem Innern?

Nein, davon war nichts zu spüren. Der Vergleich mit dem Würfel des Heils oder Unheils kam mir in den Sinn. Auch er fühlte sich ähnlich, obwohl der nicht mit Blut gefüllt war.

Ich schwenkte und schüttelte den Stein ein wenig hin und her.

Keine Flüssigkeit bewegte sich in seinem Innern. Wenn das Blut sich tatsächlich darin befand, dann füllte es den Stein bis genau zu den Rändern hin aus.

Wohin damit?

Beim Hochklettern würde er mich behindern. Ich mußte ihn in die Tasche stecken.

In der Rechten fand er den richtigen Platz. Sein Gewicht zog die Jacke etwas nach unten, was mich nicht weiter störte. Mit der linken Hand griff ich nach einer Sprosse. Ich wollte den Rückweg so rasch wie möglich hinter mich bringen.

Noch war Dennis Höller nicht wieder erschienen. Jedenfalls sah ich ihn nicht über den Rand des Schachts hinwegschauen.

Diesmal bogen sich die Sprossen mehr, als ich daran zog. Sie hatten eine andere Belastung zu ertragen.

Ich kletterte Meter für Meter höher. Wieder konnte ich mich nur wundern, daß alles ohne Schwierigkeiten klappte. So etwas war eigentlich kaum zu glauben.

Man soll den Tag nie vor dem Abend loben, und ich meine Aktion nicht vor der letzten Sprosse.

Ich vernahm ein warnendes Geräusch. Es war zu vergleichen mit einem Knirschen in der Wand, direkt in meiner Nähe.

Plötzlich geschah es.

Zufall oder Glück, jedenfalls entging ich der tödlichen Falle. Denn aus der Wand, in Hüfthöhe und in der Lücke zwischen zwei Sprossen, stach etwas hervor.

Es war die Klinge eines Schwerts, die mich um Haaresbreite aufgespießt hätte…

***

Der Chinese und der ältere Engländer waren verschwunden und hatten den Hausmeister mit seiner Wunde allein gelassen. Orth lag rücklings im Gras, er keuchte.

Immer wieder schossen die Schmerzen wellenartig in ihm hoch. Es gab Momente, da fühlte sich sein Bein völlig taub an, dann wiederum schien es in Flammen zu stehen.

Die Wunde fieberte, und er lag im Gras, ohne etwas dagegen unternehmen zu können.

Wenn die Kerle zurückkamen, würden sie bemerkt haben, daß er sie reingelegt hatte. Der Stein befand sich nicht in der Nähe. Er hatte ihnen nur eine Falle stellen und sie weglocken wollen.

Es war abgesprochen…

Da es ihm nicht möglich erschien, sich auf die Seite zu drehen, blieb ihm nur die Rückenlage und der Blick gegen den Himmel. Obwohl der Tag ziemlich warm gewesen war, breitete sich nun die Feuchtigkeit aus. Am Wasser besonders intensiv. Sie krochen durch seine Kleidung und ließ ihn frieren. Wieder suchte er den Himmel ab. Er hatte vorhin etwas gesehen. Einen großen Schatten, der Ähnlichkeit mit einer gewaltigen Fledermaus aufwies. War das ein Zeichen?

Fledermäuse besaßen eine besondere Bedeutung. Von ihnen war es nur ein gedanklicher Katzensprung bis hin zu den gefährlichen Vampiren. Sie konnten sich in Fledermäuse verwandeln, und Orth glaubte an Vampire ebenso wie an Hexen.

Gina war das beste Beispiel.

Sie hatte sich nicht blicken lassen, hielt sich wahrscheinlich bewußt zurück. Gerade jetzt hätte er ihre Hilfe gebrauchen können.

Aber sie hielt sich zurück.

Urplötzlich schauderte er zusammen. Woher dieses Gefühl auf einmal kam, konnte er nicht sagen, doch er hatte den Eindruck, als würde sich jemand in der Nähe aufhalten.

War er nicht mehr allein?

Was an Haut auf seinem Körper wuchs, zog sich zusammen. Alles spannte, ein Gefühl der Angst beschlich ihn und breitete sich aus. Er hätte sich gern erhoben, auch geschrien, selbst dazu kam er nicht, denn so etwas wie ein großer Schatten fiel über ihn.

Der Schatten mußte sich neben ihm aufhalten, unhörbar war er herangekommen.

Orth drehte den Kopf nach rechts. Er schielte dabei in die Höhe und erstarrte vor Grauen.

Der Leibhaftige persönlich schien ihn anzustarren. Doch es war nicht der Teufel, sondern jemand mit einem kalkbleichen Gesicht, bei dessen Farbe die dunklen Augen besonders auffielen, wie auch der breite Mund, der schon mehr einem Maul glich.

Der Unbekannte trug dunkle Kleidung, so daß er sich in der Nacht so unauffällig wie möglich bewegen konnte.

Orth wollte etwas fragen, hatte bereits den Mund geöffnet, als der Unheimliche seinen Zeigefinger gegen die Lippen legte und dem Hausmeister bedeutete, ruhig zu sein.

Der Verletzte schwieg. Bei einem anderen hätte er dies nicht getan, von der Gestalt aber, die so unerwartet neben ihm aufgetaucht war, strahlte etwas ab, das seinen eigenen Willen zurückdrängte. Er dachte wieder an die Fledermaus am Nachthimmel, an diesen unheimlichen Schatten, und schaute geradewegs in das kalkbleiche Gesicht.

Sollte sich das Tier verwandelt haben? War die Gestalt ein Vampir, der ihn besuchte?

Ein bestimmter Geruch wehte ihm entgegen, den er noch nie zuvor wahrgenommen hatte. Es roch nach altem Blut und Grab. Faulig, wie die vergehende Natur im späten Herbst, typisch für Vampire…

Das Frösteln verstärkte sich. Über seinen Rücken schienen kalte Fingerspitzen zu streichen. Gleichzeitig hatte sich die Angst wie ein Pfeil in seine Brust gebohrt.

Es konnte sein, daß der Blutsauger mit einem Umhang bekleidet war, denn aus dem Schatten lösten sich zwei Arme. Die Hände waren nicht

normal, auch wenn sie so aussahen. Sie glichen mehr den bleichen Krallen einer Horrorgestalt, wie man sie aus den verschiedenen Kinofilmen kannte.

Der Zeigefinger lag längst nicht mehr auf den Lippen des Unheimlichen, die er jetzt zurückzog, so daß er die Zähne fletschen konnte.

Weiß leuchteten sie, sehr hell, und Orth sah sehr deutlich die beiden spitzen Hauer aus dem Oberkiefer ragen, die ihn an kleine, gebogene Lanzenteile erinnerten, nur weiß und hell.

Ein Vampir…

»Du!« keuchte Orth. »Verdammt noch mal, wer bist du? Wer, zum Henker, bist du?«

Flüsternd erreichte ihn die Antwort. »Ein Vampir, das hast du gesehen, Orth.«

»Du… du kennst mich?«

»Ich kenne alles, was den Blutstein angeht. Du bist ein Diener der Hexe Gina.«

»Nein, nicht Diener.«

»Doch, du hast eine Aufgabe für sie übernommen. Sie weiß, wo sich der Blutstein befindet, und du mußt es auch wissen!«

Orth schüttelte den Kopf, obwohl ihm dies in seiner liegenden Lage schwerfiel. »Nein!« preßte er hervor. »Ich kenne das Versteck des Steins nicht, verdammt.«

»Du hast die beiden hingeschickt.«

Der Hausmeister begann zu lachen. »Eine Falle«, sagte er leise in das Lachen hinein. »Es war eine Falle. Ich weiß nicht genau, wo der Stein liegt. Ich habe sie losgeschickt. Sie sollen suchen, das ist alles. Ich will meine Ruhe haben.«

»Das soll ich dir glauben?«

Orth erkannte die Boshaftigkeit im Gesicht des Blutsaugers. Er wußte, daß ihm dieser Wiedergänger keine Chance einräumen würde. »Ja, du mußt es glauben. Niemand soll den Blutstein finden. Ich mußte nur weg von den Bullen, ich wollte die beiden beschäftigt wissen.«

»Ich will den Stein haben!«

So etwas Ähnliches hatte sich Orth schon gedacht. Trotz der Kälte geriet er ins Schwitzen. Diese Bestie würde keine Gnade kennen. So dicht vor dem Ziel gab sie nicht auf. Nein, nicht so eine Person wie der Blutsauger!

»Dann mußt du ihn auch suchen!«

Der Vampir schüttelte den Kopf. »Das sehe ich anders, mein Freund, ganz anders.«

»Ich kann es dir nicht sagen!« Orth zitterte vor Grauen, denn der Blutsauger beugte sich tiefer. Er war mit einer geschmeidigen

Bewegung in die Hocke gegangen und hatte von dort aus eine kniende Haltung eingenommen.

Eine idealere Position für einen schnellen Blutbiß gab es für ihn nicht mehr.

»Warum willst du es nicht sagen, mein Freund?«

»Weil ich es selbst nicht weiß. Frag die anderen, die suchen ihn doch auch.«

»Das werde ich auch – später.«

»Wieso später?«

Der Vampir lachte. Das heißt, es war mehr ein stoßartiges Schnauben, das aus dem Mund drang. »Das solltest du doch wissen. Als Vampir kann man nur existieren, wenn man das nötige Blut bekommt. Die Nahrung, die man unbedingt braucht.«

In den Augen flackerte Panik. Ein unruhiges Gefühl, die Angst schoß hoch. Plötzlich wünschte Orth sich die beiden Männer zurück.

Hätte er sie nur nicht weggeschickt, dann wären sie zu dritt gewesen. Kaum Gegner für einen zu allem entschlossenen Blutsauger, aber immerhin besser als nur einer, der zudem den Druck der beiden Hände spürte, als Mallmann sein Opfer gegen den feuchten Untergrund drückte.

Wie der Schnabel eines Raubvogels sprang die gekrümmte Nase des Vampirs hervor. Er bewegte seine Lippen bereits dicht über dem Kinn des Hausmeisters.

»Die Aktion Dracula kann niemand stoppen. Nein, das schafft keiner, ich schwöre es dir.«

»Was habe ich damit zu…?«

»Ich will mich stärken, Mensch. Ich will dein Blut. Du bist wertlos geworden. Du hast dich zu sehr auf die Hexe verlassen. Leider kann ich sie nicht ansaugen, es hätte keinen Sinn für mich gehabt. So mußte ich einen raffinierten Weg einschlagen, um an mein Ziel zu gelangen, auch einen gefährlichen. Ich kann nicht länger warten. Ich brauche den Blutstein, hast du verstanden?«

»Ja, aber…«

»Nein, kein Aber mehr, Diener der Hexe!« Blitzschnell drückte Mallmann den Kopf nach unten und biß zu. Er hatte genau den Augenblick erwischt, als Orth den Kopf zur Seite drehte, so daß der Hals günstig lag.

Orth röchelte nur, obwohl er hatte schreien wollen. Es war ein Gefühl, das er nicht kannte. Zuerst das Brennen, als die Zähne zubissen, gleichzeitig auch ein scharfer und irgendwie süßlicher Schmerz, der ihn regelrecht überflutete und hineinriß in einen gewaltigen Schatten, der sich unter ihm zu einem Trichter weitete.

Noch konnte er den Himmel sehen. Er sah ihn auch weiter, doch er fiel in den Trichter hinein.

Allmählich verblaßte für ihn der kalte Glanz der Sterne. Andere Geräusche drangen an seine Ohren. Ein Sprudeln, ein Saugen oder Schlürfen. Warm rann es aus den Bißwunden und in kleinen Streifen am Fleisch des Halses nach unten.

Es war der nackte Irrsinn.

Orth begriff das alles nicht. Er kam sich vor, als würde er der tiefen Hölle entgegenschweben, einer Finsternis, die immer da war und niemals verging.

Er trampelte mit den Füßen und schlug seine Hacken in den weichen Grasboden. Die dabei entstehenden, dumpfen Geräusche nahm er nicht mehr wahr, sein Gehör existierte nicht.

Orth rutschte hinein in die grausame Tiefe eines Vampirdaseins. In den Schlund, der sein normales Leben zerstörte und ihm ein anderes, ein untotes und teuflisches wiedergeben würde.

Es gab kein Denken mehr. Alles war vorbei, ausgeschaltet, nur eben die fürchterliche Leere, das Aus für ihn als Mensch…

Mallmann war zufrieden. Er hatte sich über sein Opfer gebeugt.

Der weite schwarze Mantel, auf den er als Vampir einfach nicht verzichten konnte, war wie der große Bogen eines Zeltes über ihn gefallen und verdeckte auch sein Opfer.

Nur die Geräusche waren zu hören. Er spürte den Geschmack des Blutes auf der Zunge, der auch seinen Gaumen ausfüllte. So tankte Mallmann seine perverse Kraft und achtete auch nicht auf die Umgebung. Die beiden Männer hatte er vergessen, um sie würde er sich später kümmern.

Mallmann war derart stark in seine furchtbare Tat vertieft, daß er die leichten, schleichenden Schritte einfach überhörte. Nichts warnte ihn oder schreckte ihn auf.

Bis er die Stimme hörte.

Eine nicht junge Stimme, die einem Jugendlichen gehörte. »Was machst du denn da?« fragte Dennis Höller…

***

Der Junge war vom Schloß geflohen. Er kannte den Weg durch den Wald und war erst stehengeblieben, als er sicher sein konnte, daß ihn John nicht verfolgte.

In seiner Seele kämpften zwei Existenzen. Zum einen war er Dennis Höller, zum anderen aber rumorte in ihm der Geist seiner unseligen Mutter, der Hexe Gina.

Er war langsamer gegangen, als er die vom Mondlicht beschienene Lichtung vor sich sah, auf der sich die Gestalt sehr genau abgehoben hatte. Rund, bucklig, er hatte die Geräusche gehört, das widerliche Schmatzen und den Mann angesprochen.

Mallmann rührte sich nicht. Wie erstarrt hockte er zunächst auf dem

Fleck.

Er wußte, daß es für ihn kein Feind war, der ihn angesprochen hatte, aber eine menschliche Person, in deren Adern Blut floß…

Die Stimme hatte ihn fortgerissen, weit, weit fort. Er erwachte wie aus einem tiefen Traum, und hob sehr langsam den Oberkörper an.

Dabei glitt der Mantel zurück, so daß Dennis Höller das Gesicht des Mannes erkennen konnte.

Bleich wie Kreide war es. Bis eben auf die untere Hälfte, wo er die dunklen Flecken sah.

Verschmiert war es dort…

Blut?

Dennis schluckte, als er daran dachte. Als normaler Junge hätte er versucht, die Flucht zu ergreifen, nicht aber als Person, in dessen Brust zwei Seelen existierten.

»Bleib!« befahl ihm die andere Stimme. ›Du mußt bleiben, Dennis. Du mußt es…‹

Das sah auch Will Mallmann. Seine blutverschmierten Lippen zogen sich in die Breite. Er zeigte seine Vampirzähne und freute sich über das neue Blut in seiner Nähe. Er hatte lange warten müssen, er mußte neue Kraft tanken, um für alles gerüstet zu sein.

»Hallo, mein Freund…«

Seine Stimme klang rauh, als hätte er mit Reißnägeln und Rasierklingen gegurgelt. Sie hatte kaum noch etwas mit seiner früheren gemein. Das war ein anderer Will Mallmann als der Kommissar vom BKA.

»Ich bin nicht dein Freund!« erwiderte Dennis. Er wunderte sich, wie klar er reden konnte. Wahrscheinlich lag es an der Kraft seiner Mutter, die in ihm steckte.

»Was bist du dann?« fragte Mallmann lauernd.

»Ich wohne hier in der Nähe.«

»Ach ja?« Der Vampir wischte über seine Lippen. Ein Teil des Bluts verschwand. Dann öffnete er den Mund wieder, damit Dennis seine Bluthauer sehen konnte.

Der Junge erstarrte. Er wußte jetzt Bescheid. Zum erstenmal durchflutete ihn Furcht. »Willst du auch an den Stein?« fragte er.

»Willst du ihn auch haben?«

»Richtig. Du kennst ihn auch?«

»Ja, aber du wirst ihn nicht bekommen!«

Mallmann amüsierte sich. »Wirklich nicht?« Er ging schneller und holte auf.

»Nein, ein anderer wird ihn holen. Er hat ihn schon längst gefunden, verstehst du? John ist…«

»John Sinclair?«

Dennis Höller nickte. Gleichzeitig wunderte er sich darüber, daß

Mallmann stehengeblieben war und anfing, heiser zu lachen. Der Junge wußte den Grund nicht, nur brach das Lachen so schnell ab, wie es aufgeklungen war. »Dann ist ja alles klar, wenn Sinclair den Stein hat. Nun brauche ich ihn nicht zu holen. Er wird ihn mir geben.«

»Nein, bestimmt nicht.«

Lässig winkte Mallmann ab. »Keine Sorge, ich hole ihn mir. Nein, Sinclair, er wird ihn mir sogar freiwillig geben. Zuvor aber beschäftige ich mich mit dir. Du bist jung, mein Freund. Dein Blut steckt voller Jugend, Saft und Kraft. Das richtige für mich. Du hättest nicht herkommen sollen, aber das Schicksal meint es gut mit mir, das habe ich gespürt. Mein Plan war ausgezeichnet, ich werde an den Stein herankommen und mich zuvor von deinem Blut stärken.«

»Es wird dir nicht bekommen, Vampir!«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich der Sohn einer Hexe bin. Ja, ich bin Ginas Sohn. Hast du das nicht gewußt?«

Mallmann bewegte sich nicht. Er dachte über die Worte nach.

»Und Gina hat den Blutstein bewacht, nicht?«

»Ja.«

»Aber jetzt ist sie nicht da. Wo steckt sie? Sag es mir, Junge. Sag es mir doch.«

»In der Nähe.«

»So – wirklich?«

Der Junge nickte. »Geh wieder in die Wälder zurück, Vampir. Geh wieder, denn ich werde für dich unverdaulich sein. Gina ist nicht zu töten. Sie ist einfach herrlich. Sie ist meine Mutter, und ich liebe sie. Ich habe zu ihr gefunden, endlich.«

Mallmann wollte nicht länger zuhören. Er startete gedankenschnell. Sein weiter Mantel blähte sich dabei auf, so daß es aussah, als würde er dem Jungen entgegenfliegen.

Dennis wich nicht aus. Wie ein Riese kam ihm Mallmann vor. Mit einem heftigen Ruck wurde der Junge zu Boden gestoßen. Er fiel auf den Rücken, genau in die richtige Lage für Mallmann, der sein Maul weit geöffnet hatte und den Kopf vorbeugte, doch mitten in der Bewegung erstarrte, denn er hatte gesehen, wie ein Schatten über das Gesicht des Jungen floß. Metallisch glänzend und gleichzeitig dunkel schimmerte er. Ein magischer Schatten, der sich aus dem Mund herausgequält zu haben schien und plötzlich eine Stimme bekam.

»Willst du es mit einer Hexe aufnehmen, Blutsauger?«

Mallmanns Hände drückten gegen die Schultern des Jungen. Er zog den Kopf ein, weil er lauschen wollte. »Wo?« keuchte er. »Wo hältst du dich auf, verdammt?«

»Willst du den Stein oder dich mit mir anlegen?«

»Zeig dich, Gina!«

»Laß ihn liegen!«

Der Blutsauger überlegte einen Moment, bevor er sich in die Höhe drückte, aufrecht stehenblieb und sich dabei auf der Stelle langsam drehte.

Es war keine Einbildung gewesen. Sie stand tatsächlich in der Nähe und wirkte wie ein Geist, der schwingend und zitternd aus dem Erdboden hervorwuchs.

Mallmann starrte die durchscheinende Gestalt an. »Wo ist dein Körper, Hexe? Wo?«

»Nicht mehr da.«

»Und du willst mich daran hindern…?«

»Er ist mein Sohn. Ich habe einen neuen Körper gefunden. Sinclair hat den alten mit seinem verfluchten Kreuz vernichtet, aber ich und mein Sohn sind eine Person geworden. Er wurde wiedergeboren, der Teufel hat sein Wort gehalten. Ich brauche ihn, denn die Hölle hat mich unsterblich gemacht. Du hast dein Blut bekommen, Vampir. Du hast mir Orth genommen. Es reicht aus. Ich lasse Gnade vor Recht ergehen und dich laufen, ohne dich zu bestrafen.«

Mallmann setzte zu einem Kichern an. »Bestrafen!« keuchte er.

»Du willst mich bestrafen, Hexe? Wie denn?«

»Laß es nicht darauf ankommen. Die Kräfte der Hölle waren denen der Vampire noch immer überlegen.«

»Wir sind beides Höllengeschöpfe. Du sowohl als ich. Wir müssen zusammenhalten. Die Schwarze Magie schweißt uns aneinander. Laß uns die Feindschaft beenden.«

»Was ist, wenn ich zustimme?«

Das bleiche Gesicht des Blutsaugers nahm ein Lauern an. »Ich kann es dir genau sagen, mein Freund. Ganz genau…«

»Los, was ist!«

Mallmann streckte die Hand aus. »Ich will den Stein von dir als Zeichen des guten Willens. Du brauchst ihn nicht, ich aber muß ihn besitzen, denn nur er ist eine Blutreserve. Erst wenn ich ihn bekomme, kann ich zu großen Taten ausholen.«

»Ich gebe ihn dir nicht!«

»Weshalb nicht, Hexe? Deine Existenz ist zerstört. Ich habe genau gewußt, daß dich der Blutstein am Leben erhält. Seine Kraft ist auf dich übergegangen, du hast ihm immer wieder Opfer gebracht und die Männer in dein Schloß gelockt. Jetzt ist er gesättigt, er ist voll. Du brauchst ihn nicht mehr.«

»Warum hast du ihn dir nicht selbst geholt, Vampir?«

Mallmann lachte kratzig. »Hättest du ihn mir denn gegeben?«

»Nein.«

»Das wußte auch ich. Aus diesem Grunde habe ich Sinclair losgeschickt, damit er dafür sorgt, daß ich den Stein bekomme. Ich

kenne ihn, einem Mann wie ihm traue ich zu, daß er den versteckt gehaltenen Blutstein hervorholt. Ich habe mich nicht geirrt, John Sinclair hat es geschafft und sich auch nicht von einer Hexe aufhalten lassen. Er holte für mich den Stein aus der Hölle. Du spielst nur noch eine Nebenrolle. Es geht ihm um mich, klar?«

»Was sollte ihn veranlassen, dir den Stein zu übergeben.«

»Ich habe seine Mutter!«

Der Geist der Hexe Gina sprach mit einer Flüsterstimme, die allerdings im Körper des Jungen geboren wurde. »Hast du sie zu einem Blutsauger gemacht?«

»Möglich.«

»Weiß es Sinclair genau?«

»Ich lasse mir nicht in die Karten schauen. Ich will den Stein, das ist alles. Dich lasse ich dabei am Leben. Führe mich hin. Gemeinsam können wir Sinclair überwältigen. Ich brauche den Stein!«

Der Geist der Hexe überlegte. Nicht weit entfernt stand Dennis unbeweglich.

Stimmte die Hexe zu oder, lehnte sie ab?

Genau in diesem Augenblick geschah etwas völlig Überraschendes, womit weder Mallmann noch Gina gerechnet hatten…

***

Es war gekommen wie aus dem Nichts. Ich hatte unwahrscheinliches Glück gehabt, daß sich die Klinge nicht quer durch meinen Oberschenkel gebohrt hatte.

Weshalb und wieso dies geschehen war, darüber konnte ich nur spekulieren. Jedenfalls war ich stehengeblieben und achtete auf den eisigen Schauer, der über meinen Rücken rann.

Dafür schaute ich nach oben. Nein, da war nichts zu erkennen, unter mir ebenfalls nicht. Etwas mehr als die Hälfte der Strecke lag hinter mir, und irgend etwas mußte diesen teuflischen Mechanismus in Gang gebracht haben.

Aber was, zum Henker?

Vielleicht war ich auf eine bestimmte Sprosse getreten, so daß diese hatte reagieren können. Wie würde mein Anstieg weiterhin verlaufen? Im Nacken hatte sich der Schweiß gesammelt und befand sich bereits auf dem Weg, den Rücken hinabzurinnen. Ewig konnte ich hier nicht stehenbleiben. Die Klinge des aus dem Stein gefahrenen Schwerts schimmerte matt. Ich hielt mich nur mehr mit der rechten Hand fest und bewegte den linken Arm, an dem ich auch die Lampe festgeklemmt hatte. Ich wollte die Steine in meiner unmittelbaren Umgebung ableuchten, um eventuelle Lücken zu finden, aus denen Klingen hervorstoßen konnten.

Es war nichts zu sehen.

Auch im hellen Licht nicht, das zwar in jede Pore oder Riß hineinlugte, aber mir nicht die Spitze einer im Gestein steckenden Stichwaffe zeigte.

Dann ging ich weiter.

Meine relative Unbeschwertheit war verschwunden. Jeder suchende und tastende Tritt nach oben bereitete mir eine gewisse Sorge.

Mit nur einer Klinge würde sich diese Falle bestimmt nicht zufrieden geben.

Die folgenden drei Sprossen konnte ich hinter mir lassen, ohne daß etwas geschah. Nur Rost löste sich und rieselte wie feiner Sand in die Tiefe des Schachts.

Ich konnte einfach nicht auf halber Strecke hängenbleiben, mußte es weiter versuchen.

Vorsichtig klomm ich höher, den Atem fast anhaltend, damit ich die Fremdgeräusche früh genug hörte.

Es war gefährlich, und es passierte wieder.

Dicht vor meinem Gesicht schien der Stein regelrecht wegzuplatzen. Staub quoll mir entgegen, blieb auf den Lippen liegen. Ich drehte den Kopf im letzten Augenblick zur Seite.

Fast hätte mich die blanke Klinge in Höhe der Wange erwischt. Ich spürte noch den Hauch, so gefährlich nahe war sie an meinem Gesicht vorbeigestreift.

Ich zog den Kopf noch tiefer, versteifte mich, wartete zitternd ab, drehte mich dann und schob mich behutsam an der Klinge vorbei.

Wer immer diese teuflische Folterkreation erfunden hatte, er war ein Meister seines Fachs gewesen und lebte wahrscheinlich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr.

Oder hatte die Hexe dafür gesorgt?

Zischend stieß ich den Atem aus. Ein Ausdruck der Erleichterung durchströmte mich. Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit war ich dem Tod um Haaresbreite entgangen.

Die Klinge befand sich jetzt in Höhe meiner Hüfte, denn ich hatte mittlerweile die nächste Sprosse erreicht, leuchtete wieder in die Höhe und sah die anderen über mir.

Die Distanz bis zum Schachtrand war eigentlich kein Thema, darüber hätte ich im Normalfall nur lachen können. Das hier war leider nicht der normale Fall.

Wieder klomm ich weiter. Diesmal passierte nichts. Ich dachte daran, was geschehen würde, wenn zwei oder drei Klingen zugleich aus dem Mauerwerk stießen.

Dann wurde ich bestimmt zu einem Schaschlik!

Über meinen Galgenhumor mußte ich selbst grinsen. Schweiß war mir von der Stirn her über die Brauen in die Augen geperlt. Mit dem Handrücken wischte ich sie sauber.

Verdammt – zwei Drittel der Strecke lagen bereits hinter mir. Ich mußte auch noch das letzte Drittel schaffen. Doch der Gedanke an die zugleich aus den Wänden stoßenden Klingen ließ mich nicht los.

Er bohrte weiter, er war nicht aufzuhalten. Bisher hatte ich die Schwerter noch sehen können. Was aber war, wenn sie hinter meinem Rücken erschienen und mich durchbohrten?

Eis perlte meinem letzten Wirbel entgegen. Der Magen hatte sich zusammengezogen. Er lag wie ein Klumpen in der Körpermitte. Lieber hätte ich vom Hubschrauber aus an einem dünnen Drahtseil gehangen und wäre durch die Gegend geschaukelt worden, als diesen verdammten Weg weiterzugehen.

Ich kletterte weiter. Sacht berührte ich das Eisen der Sprosse, bevor ich Druck gab und dabei auch auf nicht passende Geräusche achtete.

Ich hörte das Kratzen, aber nicht vor, sondern hinter mir. Ich reagierte rein reflexhaft und ging dabei auch das volle Risiko ein.

Mit einem blitzschnellen Klimmzug zog ich mich hoch, winkelte gleichzeitig die Beine an und hoffte, daß ich meinen Rücken weit genug von den zustoßenden Schwertern entfernt hatte.

Es war der Fall!

Sie knirschten und krachten mit ihren Spitzen unter mir vor die gegenüberliegende Wand. Ich hatte noch einen Ruck an der linken Hacke gespürt, das war alles.

Lieber ein Stück Schuh zerfetzt, als die Wade ab.

Zwei lange Klingen steckten mit ihren Spitzen in der Wand. Sie zitterten noch leicht nach, so immens stark war die Kraft gewesen, die sie aus dem Gestein getrieben hatte.

Ich besaß einfach nicht mehr die Nerven, so langsam wie bisher weiterzuklettern. Die restliche Distanz überwand ich mit hastigen Schritten, wuchtete mich über den Rand des Schachts hinweg, blieb wie ausgepumpt auf dem feuchten Waldboden liegen und atmete zunächst einmal tief durch.

Verdammt, das war um Haaresbreite gegangen. Die Ruhepause dauerte nicht lange. Ich war innerlich einfach zu aufgeputscht. Es gab noch andere Dinge zu erledigen.

Den Blutstein hatte ich, aber im Hintergrund lauerte, ähnlich einem gewaltigen Schatten, Will Mallmann, der Vampir, und er hatte meine Mutter. Ich dachte auch an Suko und daran, ob er den Weg ebenfalls gefunden hatte? Wenn ja, hätte er sich eigentlich zeigen müssen.

Die Gegend um das Schloß herum kam mir leer und verlassen vor.

Von Dennis war ebenfalls nichts zu sehen. Der nahe Wald bot ihm Verstecke genug, da kam ich nicht mit.

Naßgeschwitzt und mit noch immer zitternden Knien machte ich mich auf den Weg.

Ich rechnete damit, daß von Ginas Seite keine Gefahr mehr drohte.

Ihr letzter Angriff war verpufft. Auch den Schädel hatte ich nicht mehr gesehen, mein Kreuz war für sie zu mächtig gewesen.

Jetzt ging es eigentlich um Dennis. Wie hatte der Junge die Dinge verkraftet. Wo war er hingelaufen? Einfach nur weg, oder hatte auch er von Mallmann gewußt?

Am Waldrand blieb ich stehen. Mit der Lampe leuchtete ich gegen das Unterholz, weil ich eine Lücke suchte.

Es war zu dicht.

Aber es stoppte die Akustik nicht. Entweder im Wald oder dahinter waren die Schreie aufgeklungen. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte mein Vater so gebrüllt…

***

Horace F. Sinclair ballte die Hände zu Fäusten. Er starrte Suko an.

»Orth hat uns reingelegt. Wir hätten diesem verdammten Blutsauger nicht trauen dürfen.« Wild nickte er und sah aus, als würde er Suko die Schuld geben. »Warum haben wir es getan?«

»Beruhigen Sie sich, Horace!«

»Nein, es geht um meine Frau!«

Suko hob die Schultern. Er konnte es drehen und wenden, im Endeffekt behielt der Mann ja recht. Auch er kam sich vor wie reingelegt. Sie hatten die Umgebung ziemlich gut abgesucht und einfach nichts gefunden, was auf ein Versteck im Boden hingedeutet hätte.

Keinen Einstieg, keinen verborgenen Höhleneingang, einfach nichts.

»Und Orth ist allein«, sagte Suko.

»Glauben Sie, daß er dies gewollt hat?«

»Wenn man Ihrer Theorie folgt, ja, Sir.«

»Dann lassen Sie uns wieder zurückgehen.« Sinclair wollte losrennen, doch Suko hielt ihn am Arm fest.

»Bitte, Mr. Sinclair, Sie müssen sich jetzt zusammenreißen. Wenn wir unüberlegt handeln, kann das nicht nur für uns schlecht ausgehen. Sie verstehen?«

»Ja, Sie denken an meine Frau?«

»Natürlich.«

Sinclair bewegte die Lippen, ohne etwas zu sagen. Dann strich er über sein Haar. »Fast habe ich die Hoffnung schon aufgegeben, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Denken Sie daran, daß Mallmann den Stein haben will.« Suko schaute gegen den hellen Strahl des Wasserfalls, der aus einer Lücke in der Felswand sprang. Er überlegte, ob der Blutstein möglicherweise dahinter versteckt sein könnte.

Sinclair hatte den gleichen Gedanken wie Suko. »Sollen wir nachschauen?«

»Nein, Sir. Erst werde ich mir unseren Freund Orth noch einmal vornehmen. Diesmal bleibe ich bei der Wahrheit. Ich werde ihm erklären, daß ich mit dem Mann zusammenarbeite, der ihn angeschossen hat.«

Sinclair nickte. »Das ist mir auch lieber.«

»Kommen Sie.«

Beide machten sich auf den Rückweg. Sie hatten es eilig, ließen die Vorsicht aber nie außer acht. Der Wasserfall befand sich in ihrem Rücken. Sie hörten noch immer das Rauschen, aber es wurde mit jedem Meter, den sie sich von ihm entfernten, leiser.

Sinclair ging geduckt. Er schnaufte, wenn er atmete. Der Mann gehörte nicht mehr zu den Jüngsten. Er machte sich selbst Mut. »Suko, ich habe schon einen Vampir erledigt. Weshalb sollte mir dies nicht ein zweitesmal gelingen?« Wütend setzte er seinen Weg fort und stampfte durch das Gras.

»Ich will Sie ja nicht beleidigen, Sir, aber Mallmann ist gefährlicher. Er ist nicht irgendein Vampir, wenn Sie verstehen, was ich meine. Der kann uns über sein, wenn er den richtigen Moment erwischt.«

Sinclair lachte auf. »Sie können einem Mut machen.«

»Ich versuche nur, die Realitäten zu sehen.«

»Und ich will den verdammten Blutstein haben. Mallmann soll ihn bekommen, das ist mir jetzt egal. Ich will meine Frau zurück. Und wenn dieser Bastard ihr etwas angetan hat, dann…«

»Ruhig, Sir – bitte!«

Suko hatte so drängend gesprochen, daß selbst der aufgebrachte ältere Mann den Mund hielt. »Was ist denn?« wisperte er nach einigen Sekunden.

Der Inspektor flüsterte ihm die Antwort zu. Sein Gesicht zeigte Anspannung. Die Augen hatten einen metallischen Glanz bekommen. »Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich Stimmen gehört.«

»Wo und von wem?«

»Vor uns, Sir. Wer gesprochen hat, konnte ich nicht erkennen.«

»Auch nicht Orth?«

»Nein.«

»Mein Sohn?«

»Den hätte ich erkannt. Sir, bleiben Sie etwas hinter mir. Lassen sie sich auf keinen Fall zu irgendwelchen unüberlegten Handlungen hinreißen. Klar?«

»Geben sie mir Ihre Waffe. Als Schutz, Suko, nur als Schutz.«

Gern tat Suko es nicht. Er holte die Beretta hervor und legte sie auf Sinclairs Handfläche. »Bitte nur im äußersten Notfall schießen.«

»Ja, wenn ich Mallmann sehe.«

»Damit haben Sie dann Ihre Frau auch noch nicht zurück. Vergessen Sie das nicht.«

Sinclair winkte ab. »Schon gut, ich habe verstanden.« Er überließ Suko die Führung.

Auf dem Hinweg hatten sie einen Buschgürtel, in dem auch kleinere Bäume wuchsen, passiert. Den gleichen Weg nahmen sie jetzt wieder, nur waren sie jetzt noch vorsichtiger geworden. Kein Laut sollte die beiden anschleichenden Männer verraten.

Suko räumte den Weg frei. Sinclair blieb dicht hinter ihm und blies dem Inspektor den warmen Atem in den Nacken.

Die Stimmen hatten an Lautstärke gewonnen. Beide Heranschleichenden konnten hören, daß es um den Hexenstein ging.

Suko vernahm hinter sich ein röchelndes Geräusch, blieb stehen, drehte sich um und sah, daß Horace F. Sinclair nicht mehr weiterging. Statt dessen hatte er eine Hand dorthin gepreßt, wo unter der Brust das Herz schlug. Seine Lippen bewegten sich unregelmäßig, als er die Worte hervorquälte. »Er ist es, Suko. Verflixt, er ist es. Mallmann, dieser Hund. Ich habe seine Stimme gehört.« Er taumelte auf Suko zu, der ihn stützen mußte.

»Ruhig, Sir, ruhig. Bitte, wir dürfen uns keinen Fehler erlauben.«

»Er ist es!« keuchte Sinclair.

»Ich habe ihn auch gehört. Wenn wir ihn fangen wollen, müssen wir einfach besser sein.«

»Und Mary?«

»Das bekommen wir heraus. Machen Sie jetzt nur keinen Unsinn. Bleiben Sie dicht bei mir.«

Sinclair nickte.

Noch verwehrten ihnen die im leichten Nachtwind schwingenden Büsche die freie Sicht. Die frischen Blätter daran zitterten, als würden sie von Stromstößen getroffen. Lücken gab es so gut wie nicht.

Wenn sie den Ort des Geschehens erreichen wollten, mußten sie die Büsche einfach umgehen. Suko schlug den Bogen nach rechts. Seine Füße schleiften auch nicht mehr durch das Gras. Er hob sie bei jedem Schritt an.

Als er stehenblieb, spürte er Sinclairs Hand an seinem Rücken. So dicht hatte sich der ehemalige Anwalt hinter ihm befunden. »Sehen Sie was?« hauchte er.

»Ja«, sagte Suko und schlich weiter. Er hatte sich geduckt und bewegte sich dennoch geschmeidig.

Anders Horace F. Sinclair. In seinem Alter konnte er nicht mehr so laufen wie Suko. Zudem war er erregt. Er sah sich zwar nicht genau am Ziel seiner Wünsche, aber auch nicht mehr weit davon entfernt.

Sekunden später bekamen die Männer freie Sicht oder das an Sicht, was der Mond- und Sternenhimmel zuließ.

Sie sahen drei Personen. Erstens einen Jugendlichen. Das mußte der Junge sein, von dem Orth gesprochen hatte. Zweitens ein geisterhaftes

Etwas, das nicht weit von Dennis entfernt schwebte, mit einer zischenden Stimme sprach und mit der Gestalt redete, auf die es Sinclair und Suko ankam.

Jemand in einem langen Mantel, der sich kaum von der Farbe der Nacht abhob. Der leicht vorgebeugt stand, so daß ein Teil seines kalkweißen Gesichts zu sehen war und beide sehr deutlich die leicht gekrümmte Römernase erkennen konnten.

»Mallmann!« flüsterte Sinclair mit zitternder Stimme. »Zum Teufel, das ist Mallmann.«

»Ruhig, Sir, ruhig…« Suko fühlte sich auf einmal gar nicht mehr wohl in seiner Haut. Am liebsten hätte er den Vater seines Freundes 1000 Meilen weit weg gewünscht.

Sinclair holte tief Atem. In seinen Augen spürte er das Brennen.

Plötzlich explodierten die lang aufgestauten Gefühle. All seine Versprechen Suko gegenüber waren gegenstandslos geworden. Er sah nur noch den Vampir, der seine Frau in der Gewalt hatte.

»Mallmann, du Schwein!« brüllte er. »Wo hast du sie? Wo hast du meine Frau, du Teufel!«

Bevor Suko noch eingreifen konnte, rannte Horace F. Sinclair auf den Vampir zu.

Und aus dem Gras erhob sich eine weitere Gestalt.

Orth, der zweite Blutsauger…

***

Will Mallmann hörte die schreiende Stimme, die sich in seinem Kopf ausnahm, als würde dort Geschirr zerspringen. Noch auf der Stelle fuhr er herum. Sein Mantel schwang durch die heftige Bewegung hoch wie die Schwingen einer Fledermaus.

»Wo ist sie?« brüllte Sinclair.

So schnell er konnte hetzte er auf Mallmann zu. Er zog seine Pistole, als wollte er den Blutsauger zu Boden strecken.

»Sinclair!« schrie der Blutsauger.

»Ja, wo ist sie?«

Der ehemalige Anwalt achtete nicht auf seine Umgebung. Er hörte nur Mallmanns Lachen und sah auch nicht, wie sich Orth erhoben hatte und, wenn auch taumelnd, in seinen Weg hineinlief.

Auch Suko war gestartet. Die folgenden Sekunden waren entscheidend.

Sinclair konnte nicht mehr. Er riß die Beretta hoch und feuerte im Laufen.

»Neinnnn!« brüllte Suko. »Denk an Mary!«

Sinclair schoß weiter.

Die ersten beiden Schüsse hatten gefehlt, der dritte ebenfalls, denn im Lauf ein Ziel zu treffen, ist verdammt schwer.

Mallmann duckte sich. Wie ein Phantom huschte er zur Seite und rannte weg.

Da griff Suko ein.

Er riß seinen Stab hervor und brüllte mit aller Kraft das entscheidende Wort.

»Topar!«

Genau in den Schrei des Inspektors hinein stieß sich Orth ab und fegte Sinclair zu Boden…

***

Fünf Sekunden blieben Suko. Wie so oft hatte er in höchster Not eingegriffen. Niemand außer ihm konnte sich bewegen.

Oder?

Er sah den Geist der Hexe. Dieser tanzte über den Boden, und er griff Suko an.

Damit hatte der Inspektor nicht gerechnet. Innerhalb der Zeitspanne, wo alles andere ausgelöscht war, bekam er den eiskalten Hauch zu spüren, als die Hexe über ihn herfiel.

Etwas tastete nach seiner Kehle, wollte sich darum festdrehen, doch Suko fand noch die Zeit, seine Dämonenpeitsche zu ziehen und einmal einen Kreis über den Boden zu schlagen.

Drei Riemen rutschten hervor. Nur konnte Suko so lange nichts machen, bis die fünf Sekunden um waren.

Er hörte Sinclair schreien.

Da schlug er zu.

Die Riemen fächerten auseinander. Sie jagten in den Geistkörper hinein und zerteilten ihn.

Dennis schrie auf. Dabei warf er die Arme in die Höhe, bevor er sich pirouettenartig zu Boden drehte, dort zuckend liegenblieb und vor sich hinjammerte.

Horace F. Sinclair aber spürte die mächtigen Pranken des Hausmeisters auf seinem Brustkasten. Dicht vor ihm schimmerte Orths bleiches Gesicht, das sich nun in eine Vampirfratze verwandelt hatte.

Furchtbare Zähne waren ihm gewachsen. Er wollte Sinclairs Blut, der nicht mehr dazu kam, noch einmal abzudrücken, weil er den rechten Arm nicht in die Höhe bekam.

Der Vampir war stärker. Er stürzte über Sinclair zusammen, wollte die Hauer in den Hals schlagen, als auf seinem Körper etwas explodierte.

Es waren die drei Riemen der Dämonenpeitsche, die ihn, den Schwarzblütler, regelrecht in die Höhe rissen, so daß er die Augen weit aufriß und aus seinem Mund ein dumpfes Röcheln drang.

Schwer kippte Orth zur Seite, wobei sein Blick allmählich brach und die Augen wirkten wie leblose Steine. Suko wußte, daß der eine

Schlag mit der Dämonenpeitsche ausgereicht hatte.

Er sprang über den liegenden Horace F. Sinclair hinweg und hetzte dorthin, wo sich Mallmann aufhalten mußte.

Er war nicht mehr da.

Zum erstenmal in diesem Fall verlor auch ein Mann wie Suko die Beherrschung, indem er einen wilden Fluch ausstieß. Mallmann war raffiniert und schlau. Er hatte die Gunst der Minute ausgenutzt und sich abgesetzt. Suko rannte noch einige Schritte vor, ohne etwas von dem Blutsauger zu hören oder zu sehen.

Jetzt, in der Dunkelheit lagen alle Vorteile bei Mallmann. Die Nacht war seine Zeit. In der Dunkelheit konnte er schalten und walten. Hinzu kam, daß er frisch »gestärkt« war. Der Vampir Orth ging einzig und allein auf sein Konto.

Deprimiert drehte sich Suko um.

Das war genau der Moment, als ich die Szene betrat…

***

Ohne Genaueres zu wissen, kam ich mir vor wie ein Schauspieler, der seinen Auftritt verpaßt hatte. Gerannt wie ein Sprinter war ich und verlangsamte meine Schritte, denn die Haltung meines Freundes Suko sagte mir genug. Wie auch seine Worte.

»Es tut mir leid, John!«

Mit einer Gänsehaut auf dem Körper und den Atem nur mühsam unter Kontrolle haltend blieb ich vor ihm stehen.

Suko hob die Schultern, während seine Lippen zuckten.

Da holte ich den Stein aus der Tasche. »Suko, ich habe ihn. Verdammt noch mal, ich habe ihn!« brüllte ich in die Nacht hinein. »Ich habe den Blutstein!«

»Sorry, John, aber Mallmann ist entkommen!«

»Nein, bitte…«

»Doch, John, er war hier. Er war verdammt noch mal hier! Wir haben alles versucht…«

Ich hörte ein Schluchzen und schaute dorthin, wo mein Vater auf dem Boden saß. »Hat Dad…?«

»Ja, er drehte plötzlich durch.«

»Und meine Mutter?«

»Tut mir leid, ich weiß es nicht.«

»Schon gut, Suko, schon gut.« Mit steifen Schritten ging ich auf meinen Vater zu.

Er starrte aus tränenfeuchten Augen zu mir hoch und konnte nichts sagen. Ich streckte ihm den Arm entgegen, während Suko sich um Dennis kümmerte, der als einziger unbeschadet aus dem Fall herausgekommen war. Er würde von nun an ruhiger leben können.

Vater ergriff meine Hand. Ich zog den alten Herrn hoch, der mir in

die Arme fiel, anfing zu weinen und mit tränenerstickter Stimme sagte: »Ich habe alles verdorben, mein Junge, ich habe alles falsch gemacht. Wenn Mutter stirbt, geht es auf mein Konto.«

»Dad«, flüsterte ich. »Wir kriegen das hin, glaub mir. Wir… wir schaffen das schon.«

»Wie denn?«

»Ich habe den Stein, Dad, das ist immerhin etwas.«

Mein Vater reagierte nicht auf diese Bemerkung. Ich starrte in den Sternenhimmel und glaubte, den »Abdruck« einer Fledermaus zu sehen.

Mallmanns Zeichen?

Vielleicht.

Jedenfalls ging das mörderische Spiel weiter. Diesmal jedoch mit dem verdammten Blutstein…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 580 »Ginas Mörderschloß«